Reichs-Elternwarte

Herausgegeben im Auftrage der Reichswaltung des NS.-Lehrerbundes

Heft 6 1937

Erscheint vierzehntägig
★
Postort Berlin

Heftpreis
25
Rpfg.
frei Haus

Der Frühling naht!

Aufnahme E. Hase

…halts-Übersicht

Wünsche zum Schulanfang
Von Franz Baumeister
Seite 184

★

Leseratten. Von Martin Schumacher
Seite 186

★

Schulaufnahme. Von Hermann Leer
Seite 190

★

Hilfe bei der Schularbeit
Von Edmund Fischer
Seite 192

★

Hokus – Pokus – Fidibus
Von Möller-Crivitz
Seite 196

★

Aus alt wird neu! Von Ursula Scherz
Seite 198

★

Herzen in Not
Novelle von Henrich Hansen-Bayreuth
Seite 200

★

Kameradschaft. Von H. Kordes
Seite 203

★

Das Blümchen
Turnverse von Erwin Jäkel
Seite 204

★

Wie Du mir – so ich Dir!
Von Henrich Hansen
Seite 205

★

Wie lernen wir Erwachsenen?
Von Gerda Simons
Seite 206

★

Gedanken einer Ärztin zur Einschulung
Von Dr. Gertrud Soeken
Seite 208

★

Leichter Anfang. Von Paula Koenig
Seite 209

★

Was können unsere Kinder werden?
Der Maler und Lackierer
Von Dr. Hans Hajek
Seite 210

★

Streiflichter aus der Berufsberatung
Von Dr. Hauck
Seite 212

★

Mit Stift und Pinsel
Von Dr. Gerda Simons
Seite 212

★

Kurzweil am Feierabend
Seite 214

★

Amtliche Mitteilungen
Seite 182

Novelle von Henrich Hansen Bayreuth beginnt in diesem Heft

Lehrgang für ländliche Haushaltpflegerinnen

die nach den Ausbildungsbestimmungen vom 1. Dezember 1923 — IA IIe 3202 — ausgebildet sind, zum Uebergang in die Ausbildung zur Lehrerin der landwirtschaftlichen Haushaltungskunde.

Um den nach den Ausbildungsbestimmungen des Preußischen Ministers für Landwirtschaft, Domänen und Forsten vom 1. Dezember 1923 — IA IIe 3202 — oder den entsprechenden Ausbildungsbestimmungen der Länder ausgebildeten ländlichen Haushaltpflegerinnen die Möglichkeit zu geben, den Beruf der Lehrerin der landwirtschaftlichen Haushaltungskunde zu ergreifen, werde ich im Sommer 1937 einen halbjährigen Sonderlehrgang an einer Landfrauenschule veranstalten, der mit der Staatsprüfung im landwirtschaftlichen Haus-Werk abschließt. Auf Grund dieser Prüfung ist die Zulassung zu dem Ausbildungsgang für Lehrerinnen der landwirtschaftlichen Haushaltungskunde an der Hochschule für Lehrerinnenbildung möglich.

Meldungen zu diesem Sonderlehrgang sind mir durch die Hand der Direktorin der Landfrauenschule und durch die zuständigen Unterrichtsverwaltungen der Länder bzw. in Preußen durch die Regierungspräsidenten bis zum 1. März 1937 vorzulegen.

Der Meldung ist beizufügen:

1. Lebenslauf,
2. das Prüfungszeugnis als ländliche Haushaltpflegerin,
3. das Zeugnis über die staatliche Anerkennung als ländliche Haushaltpflegerin,
4. Zeugnisse über die bisher abgeleistete praktische Tätigkeit,
5. Nachweis über die Abstammung aus deutschem oder artverwandtem Blut.

Die Landfrauenschule, an der der Lehrgang stattfinden soll, werde ich erst nach Eingang der Meldungen bestimmen. Die Kosten für den Lehrgang sind grundsätzlich die gleichen wie für die Oberklasse der Landfrauenschulen, doch werden bedürftigen und würdigen Haushaltpflegerinnen ausreichende Staatsstipendien bewilligt werden.

Der Reichs- und Preußische Minister für Wissenschaft, Erziehung und Volksbildung.

Im Auftrage: Döring.

★

Schulgeld 1937

Im Einvernehmen mit dem Herrn Reichs- und Preußischen Minister des Innern und dem Herrn Preußischen Finanzminister setze ich gemäß § 2 Abs. 2 des Schulgeldgesetzes vom 18. Juli 1930 (Zentrbl. f. d. gesamte Unterr.-Verw. S. 220) und Kap. XV § 1 des Zweiten Teils der Ersten Sparverordnung vom 12. September 1931 (GS. S. 179) den durchschnittlichen Kostensatz für das Rechnungsjahr 1937 auf 720 RM. fest. Das Schulgeld an den öffentlichen höheren Schulen in Preußen darf daher gemäß § 2 Abs. 1 des Gesetzes im Rechnungsjahr 1937 den Betrag von 240 RM. nicht übersteigen. Die Bestimmung in § 5 Abs. 2 des Gesetzes wegen Erhebung eines Auswärtigenzuschlags an nichtstaatlichen öffentlichen höheren Schulen bleibt unberührt. An den vom Staat unterhaltenen und vom Staat verwalteten höheren Schulen ist vom 1. April 1937 ab ein Schulgeld von jährlich 240 RM. zu erheben.

Der Reichs- und Preußische Minister für Wissenschaft, Erziehung und Volksbildung.

Im Auftrage: Bojunga.

Reichs-Elternwarte

Heft 6 1937

Herausgegeben im Auftrage der Reichswaltung des NSLB.
durch Regierungsdirektor Heinrich Sielmeier

kermäulchen

ahme Dr. Weskamp

Wünsche zum Schulanfang

Von Franz Baumeister

Ohne Uebertreibung kann man behaupten, solche Wünsche wachsen und vermehren sich in den Herzen der am Schulanfang Beteiligten ebenso mannigfaltig und zahlreich, wie jene an Christkind und Weihnachtsmann, ja sie haben diesen eine noch größere Bestimmtheit und Lebensnähe voraus.

Ist man doch der festen Ueberzeugung, daß ihre Erfüllung oder Nichterfüllung entscheidend für das Wohl und Wehe der Kinder und auch für die künftige Gestaltung des Familienlebens sein wird.

Tante Minchen weiß heute schon sicher: Wenn das süße zarte Ilsechen nicht einen Engel von Lehrerin bekommt, wird es fürs Leben unglücklich sein. Ebenso schwört Onkel Oskar auf die Schule als der letzten Rettung für den „ungeratenen Bengel" seines Bruders. „Der muß einem Lehrer in die Hand gedrückt werden, der ihm jede Stunde die Hosen stramm zieht, dann kann vielleicht noch etwas aus ihm werden!" Frau Thea hingegen — sie hat es sehr mit den Nerven zu tun — möchte den künftigen Erzieher ihres Einzigen auf den Knien bitten, nur ja auf Egons „Eigenart" stets einzugehen. Er ist doch ganz anders, als sonst Kinder seines Alters, hat einen „so starken Willen". Wollte man ihn zu Dingen zwingen, „die ihm nicht liegen", er würde sich maßlos erregen und müßte bei solcher Behandlung schweren gesundheitlichen und seelischen Schaden leiden. Und Mutter selbst könnte derartige Erschütterungen ihres Gemütes bestimmt nicht ertragen.

Aengste solcher Art beschweren Vater Schneit in keiner Weise. Er ist durchaus für das feste Zupacken, namentlich was ein gediegenes Wissen und Können angeht. Sein Junge soll lernen, soviel in ihn nur hineinzupressen ist, soll überhaupt der Beste werden und bleiben. Rechnen und praktisches Denken muß er vor allem beherrschen, damit er einmal als Nachfolger Vaters ein ganz fabelhafter Geschäftsmann wird. Vater Schneit hat bereits vorgesorgt und seinen Siegfried seit Monaten abends eine Stunde gedrillt: „Kann Ihnen sagen, der rechnet jetzt schon bis hundert und drüber hinaus!" —

Könnte uns Siegfried vielleicht mal schnell helfen bei der Berechnung der Wunschmenge in einer Anfängerklasse?

Legen wir fünfundvierzig Schüler als Durchschnittszahl zugrunde und gestehen wir jeder beteiligten Person nur einen besonderen Wunsch an die Schule zu, so ergibt das 45×2 Elternwünsche, also 90. Dazu 90 Onkel- und Tantenwünsche = 180. Außerdem je ein bescheidenes Wünschlein je Kind = 225. Der Genauigkeit wegen dürfen wir ruhig die restlichen fünfundzwanzig bis zu 250 noch zulegen für dringende Anliegen der Nachbarschaft. Man weiß doch — und lächelt verstehend: Eingeworfene Fensterscheiben — verschmierte Mauern — entwendete Apfelsinen — gequälte Hunde und Katzen — boshaftes Klingeln — unerträgliches Geschrei in Hausflur und Hof und so . .

Dieses nette runde Sümmchen an Wünschen wandert also — heimlich gedacht oder offen ausgesprochen, fernmündlich hinübergeklingelt oder schriftlich niedergelegt — mit den Schulrekruten in jedes Klassenzimmer zu den beteiligten Lehrern.

Bestimmt freuen sich diese über eine so zahlreiche Anteilnahme an der Arbeit der Schule, über das starke Vertrauen in die Wunderkraft ihrer Erziehungsweise und nehmen sich gewissenhaft vor, ihr Bestes in jedem Falle zu tun.

Leider macht es ihnen die Tragik der Umstände jedes Jahr unmöglich, rechtzeitig auch ihrerseits Wünsche zum ersten Schultag anzumelden und zwar

Wünsche an die Eltern.

Aussicht auf eine, wenn auch nur teilweise Erfüllung besteht nämlich nur dann, wenn Väter und Mütter, Onkels und Tanten sie wenigstens ein bis zwei Monate vor Schulbeginn erfahren.

Sie seien darum an dieser Stelle, mit dem stillen Einverständnis aller Erzieher der Unterklassen, in Kürze vorgetragen.

Uns drücken aber weder zweihundertfünfzig noch hundert, noch zehn Wünsche: Nur zwei!

Und nun im Ernst: Wir bitten, gestützt auf langjährige Erfahrung im Umgang mit vielen hundert Anfängern, aus aufrichtiger aber nicht blinder Liebe zu ihnen, alle Eltern:

Laßt fürs erste eure vorschulpflichtigen Kinder noch Kinder sein. Plagt sie nicht mit rein schulischen Dingen. Erspart euch und den Kleinen den verfrühten Drill im Rechnen, Lesen, Schreiben und Auswendiglernen!

Wer aber Zeit und Lust hat und am Verhalten seiner Kinder ihren Willen zur Beschäftigung mit Lernstoffen erkennt, der möge zwanglos, ganz nach Gelegenheit die Kleinen in kindertümlicher Art in der Freude an diesen Dingen fördern.

Wo größere Geschwister Schularbeiten machen, ahmen die Jüngsten gerne deren Tun nach. Gewiß dürfen sie dann mit weichen Farbstiften und Griffeln zeichnen, „schreiben", d. h. kritzeln, aber nicht regelrechte Buchstaben und Wörter einlernen. — Sie wollen etwa wissen, wieviel Personen zu Hause sind, welche Menge Plätzchen, Murmeln, Eisenbahnwagen sie besitzen. Natürlich dürfen sie diese und weitere wirkliche Dinge wiederholt zählen. Bei einfachen Papierarbeiten, in der Beschäftigung mit Knet-Ton und Fröbelspielen sollen sie ihren Farben- und Formensinn, ihr Auffassungsvermögen, ihre Hand- und Fingerbeweglichkeit entwickeln. Sie werden die Eltern auf Spaziergängen und Geschäftswegen begleiten und dabei ihre Umwelt, Menschen, Tiere, Pflanzen und Vorgänge beobachten lernen. Und in häufigen aber kinder-

tümlich geführten Gesprächen mit Familiengliedern und Kindern ihren Sprachschatz bereichern, sich im Sprechen üben. Ist das etwa nicht genug des Aufnehmens und Uebens für Sechsjährige? Nur derartige vorbereitende Uebungen aller körperlichen und geistigen Anlagen sind den Kleinen zuträglich und für den späteren Schulunterricht wünschenswert. Alles Weitere ist vom Uebel.

Und unser zweiter Wunsch? „Gebt den Kindern als einzige wirklich unerläßliche Vorbereitung für einen gedeihlichen Unterricht

e i n e g u t e K i n d e r s t u b e m i t."

Wir verstehen darunter keineswegs leere, mechanisch angelernte, dem Leben der Erwachsenen entlehnte Höflichkeitsformeln oder -worte. Sie wirken an Kindern meist gekünstelt, lächerlich.

Eine gute Kinderstube bei Schulanfängern, das ist jene Vielzahl von kleinsten Kleinigkeiten, erziehlichen Selbstverständlichkeiten, die uns Erwachsenen nur zum Bewußtsein kommen, wenn wir sie an Kindern vermissen. Damit wir uns recht verstehen, seien nur einige der auffälligsten, für das künftige Zusammenleben im engen Schulraum unentbehrliche hervorgehoben.

Jeder Schulneuling muß in allem, was seine kleine Person betrifft, selbständig, reinlich und pünktlich sein.

Man gewöhne ihn darum allmählich aber konsequent daran, sich selbst ohne fremde Hilfe an- und auszukleiden, die Schuhe mit einer Schleife zu binden, seine Ueberkleider und Schulsachen — jedes Stück mit Namen oder einem Zeichen versehen — sicher wiederzuerkennen. Dann werden nicht täglich Dutzende von Gegenständen als „gestohlen" gemeldet. Man verhindert Tränen, Feindschaften, Schlägereien, und die Vorbereitung zu den häufigen Spiel-, Turn- und auch Schulbadestunden vollzieht sich reibungslos mit geringstem Zeitaufwand.

Wie wenige Kinder sind imstande, sich bei den „verschwiegenen Geschäftchen" allein zu helfen und wirklich sauber zu halten, von der Kunst des rechten Naseputzens — mit einem *e i g e n e n* Taschentuch — ganz zu schweigen! Nur ein geringer Hundertsatz hat außerdem Blick und Empfinden für reine Kleider, ein blankes Gesicht, saubere Hände und Nägel. Dies hat aber bei den häufigen gegenseitigen Berührungen der Jüngsten im Spiel und zu Hilfeleistungen eine erhöhte gesundheitliche Bedeutung.

Jede Mutter, die in diesen vier Jahren unserem Volk ein Kind gegeben hat, trägt durch ihren Schmerz und ihr Glück bei zum Glück der ganzen Nation. Wenn ich dieser gesunden Jugend unseres Volkes gedenke, dann wird mein Glaube an unsere Zukunft zu einer freudigen Gewißheit.

Adolf Hitler, am 30. Januar 1937

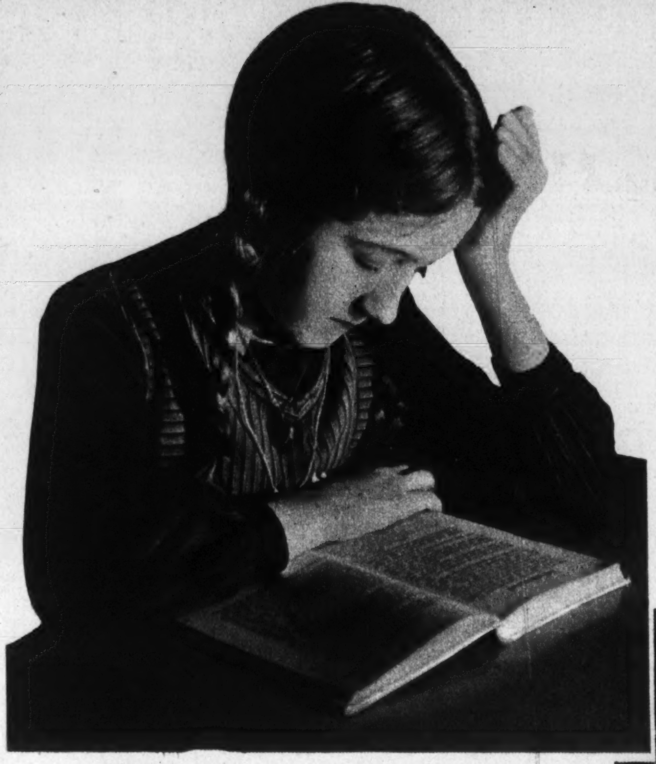
Wo die Kinder rechtzeitig, wenn auch allmählich, an ein früheres Aufstehen, an Pünktlichkeit in allen häuslichen Angelegenheiten gewöhnt wurden, fällt es ihnen nicht schwer, stets eine Viertelstunde vor Unterrichtsbeginn in der Klasse zu sein und mit ihren schulischen Obliegenheiten rasch fertig zu werden.

Wenn außerdem das Elternhaus der Erziehung zum fröhlichen Gehorsam und zu einem einigermaßen gesitteten Verhalten der Vorschulpflichtigen mehr Aufmerksamkeit schenken wollte, wäre die beste Grundlage für eine gedeihliche, aufbauende Unterrichts- und Erziehungsarbeit geschaffen. Die betrübliche Tatsache, welche Menge ihnen bisher unbekannter Unarten die Kinder von der Schule heimbringen, belastet nicht die Schule, sondern das Elternhaus.

Von Haus aus unreinliche Kinder gefährden die Gesundheit ihrer Kameraden, unpünktliche und unfolgsame stehlen allen die kostbare Lernzeit, freche und rüpelhafte reizen die anständigen zur Nachahmung.

Wer demnach auf eine gute Kinderstube im angedeuteten Sinne achtet, leistet für seine Kinder und die Volkserziehung mehr, als durch einen verfrühten Lerndrill. — Denn einerseits fällt guterzogenen Kindern die Umstellung vom engen vertrauten Familienkreis auf die große fremde Schülermasse, das Eingewöhnen in die ganz andersgeartete Klassengemeinschaft und in die unvermeidlich straffe Schulordnung leichter, andererseits überträgt sich ihre gesittete Lebensart durch die Macht des guten Beispiels auf viele Kameraden und deren Familien.

Damit haben sich verantwortungsbewußte Eltern, die zum Schulanfang solche geistig und charakterlich unverdorbene Kinder schicken, schon lange vor der ersten Schulstunde eingereiht in die große Erziehergemeinschaft des Volkes, in die deutsche Schulgemeinde.



Leseratten

Von Martin Schumacher

11 Aufnahmen von einem Besuch in einer Kinder-Bibliothek der Stadt Berlin von Atlantic-Photo

„Lesewut — —?! — Ja, gibt es denn so etwas überhaupt noch?“

„Ja, so etwas gibt es noch! Wie zu unsern Tagen sitzen Jungen und Mädchen auch heute noch in irgend einer stillen Ecke, die Finger in den Ohren, über ein sie fesselndes Buch gebeugt, weltentrückt ...“

„Trotz . . .?“

„Ja, trotz HJ. und BdM. und trotz der starken Inanspruchnahme unserer Jungen und Mädel durch diese Jugendorganisationen und trotz ihrer Begeisterung für sie und den Sport in jeglicher Gestalt und trotz der Förderung, die die Leibesübungen heute überall, wo Jugend erzogen wird, erfahren.“

Denn es ist ja nicht so, wie griesgrämliche Beobachter behaupten: die geistige Schulung der Jugend wurde n i c h t zugunsten ihrer körperlichen Ertüchtigung als minder notwendig beiseite getan, und auch das Buch hat in dem Erziehungsplan der neuen Jugend einen Ehrenplatz.

Wodurch könnten die charakterliche und staatspolitische Erziehung — beide sind Grundpfeiler des neuen Erziehungsplanes! — besser gefördert und untermauert werden als durch das gute Buch?!

Und es lebt nach wie vor in unserer Jugend die Begeisterung für fremde Zonen und Welten, für Erlebnisse und Abenteuer, für Helden und heldische Schicksale, aber auch — man verkenne das gar nicht! — für den Zauber des deutschen Märchens. Und wo ein Buch sie anspricht, da sind ihm unsere Jungen und Mädchen genau so verfallen, wie wir es einst waren, wenn wir unsern Robinson zum dritten oder unsern Lederstrumpf zum fünften Male lasen oder später über Dahns „Kampf um Rom“ Essen, Trinken, Schlafen und —

„Tante, erkläre mir dieses doch mal. . .“

Eine eifrige Runde

Schularbeiten vergaßen. — Es kann uns allerdings passieren, daß wir, wenn wir der heutigen jungen Generation eines der früher von uns vergötterten Bücher vorlegen, eine große Enttäuschung erleben. Wir erwarten schwärmerische Begeisterung und rechnen auf dringende Bitten nach „mehr" und — müssen sehen, daß die Bücher, wenn auch nicht gerade abgelehnt, so doch mit der einer Ablehnung gleichzusetzenden Bemerkung „Ganz schön . . .!" abgetan werden. Und da kann es geschehen, daß wir vorschnell im Urteil von einer begeisterungsunfähigen oder gar blasierten Jugend sprechen, die keine Stellung zum Buch hat. Sie h a t schon eine Stellung zum Buch, eine durchaus bejahende sogar, nur nicht mehr in jedem Fall zu der Literatur, die uns der Inbegriff alles Schönen und Begeisterungswürdigen schien.

Der Geschmack der Jugend hat sich grundlegend geändert. Mit sicherem Instinkt weist sie alles für sie Zurechtgemachte, alle erbaulichen Geschichten und alle nichtigen, seitenfüllenden Harmlosigkeiten zurück, und im Bücherschrank eines rechten Jungen und eines rechten Mädels der Gegenwart haben die sogenannten „Knaben- und Mädchenbücher" und die Kinderkalender keinen Platz mehr. Ja, auch selbst der gute „Lederstrumpf" und ähnliche Bücher, die wir wie ein Stück köstlichster Jugenderinnerung und beglückendster Knabenseligkeit im Herzen tragen, werden mit einer erstaunlichen Kühle beiseite gelegt. Zugunsten des Buches, das ihrer Einstellung zur Gegenwart nahekommt, zugunsten des Kriegsbuches, des Buches von der Bewegung und ihren Männern und des Buches, das den technischen Fortschritt zum Gegenstand hat.

Darin sind unsere Jungen und Mädchen — ja auch die Mädchen! — zu Hause, davon können sie nicht genug bekommen, darüber vergessen sie sich und die Umwelt. Schon die Zwölfjährigen greifen bei der Auswahl ihrer Lektüre nach dem „Original", sie lieben nicht den Vermerk: „Für die Jugend bearbeitet", sie suchen die Wahrheit und wollen ihre Helden sehen, wie sie wirklich waren, und sie werden mit dem starken Erlebnis, das ihnen ein Buch vom Kriege oder aus den Kampfjahren der Bewegung vermittelt, fertig, wie Jungen und Mädel, deren Väter jenes durchlebten, und deren Zukunft Erfüllung des von den Vätern begonnenen Werkes heißt.

Wer die Wahl hat, hat die Qual!

Die Kinder dürfen die Bücher wohl mit nach Hause nehmen; im Lesesaal ist es jedoch so gemütlich, daß die meisten lieber da bleiben

Das lustige Bilderbuch!

Zuerst werden die Hände untersucht . . .

Auch das Abenteurer- und das Buch von fernen Welten steht bei unserer Jugend nach wie vor in hohem Kurs, nur mit dem Unterschied gegen früher, daß die Helden dieser Bücher zumeist die Namen z. T. noch lebender, aber nichts desto weniger kühner Forscher der Gegenwart oder die wagemutiger Pioniere der Technik oder des Sports tragen. —

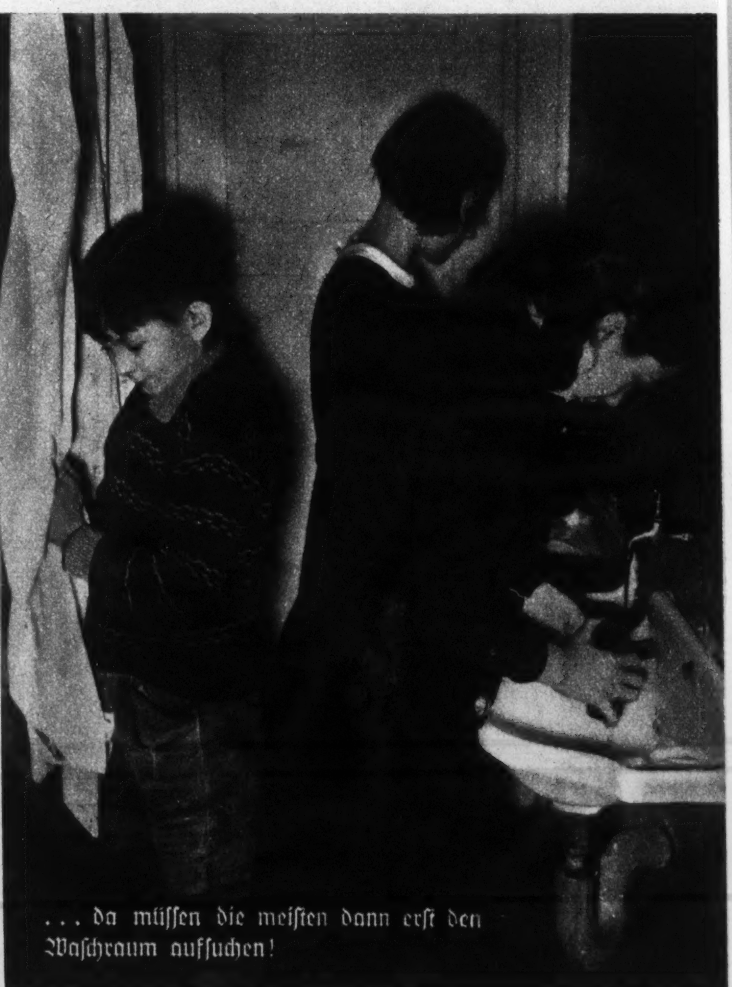
„Und der „Schmöker“? höre ich fragen, der gute, alte Schmöker, der zu unserer Zeit zerlesen und dreckig von Hand zu Hand ging, den wir heimlich während der Schulstunde lasen, den die Lehrer, wenn sie seiner habhaft werden konnten, beschlagnahmten und nach salbungsvoller Rede verbrannten — gibt es denn den nicht mehr, und weiß denn unsere Jugend nichts mehr von den Reizen und Lockungen, dieser allzeit verbotenen Frucht?“

Ja, die Schmöker gibt es noch und der Schauplatz ihrer Handlungen ist noch immer England, Amerika oder die Südsee, wenn auch die Nordskerle, deren Taten uns bis in den Schlaf verfolgten, nicht mehr Buffalo Bill, Nic Carter oder Sherlock Holmes heißen, sondern John Kling, Billy Jenkins, Dan Morris u. ä. An Verwegenheit und Geistesschärfe stehen sie „unsern“ Helden nichts nach, desgleichen nicht an Glück (im letzten gruseligsten Augenblick) bei ihren Unternehmungen, wobei die technischen Errungenschaften der Gegenwart, ja selbst die der Zukunft bezeichnenderweise oft die entscheidende Rolle spielen. Und unsere Jungen lesen auch diese Schmöker und geben sie weiter; aber — und hier irre ich mich nicht — sie lesen sie kritisch und mit Vorbehalt. Ihnen ist der Schmöker ein herrlicher Jux, ein fröhlicher Selbstbetrug, und keinem Jungen der heutigen Zeit wird es einfallen, durch solche Lektüre zum Abenteurer zu werden oder auf die schiefe Bahn zu kommen.

Mit dieser letzten Bemerkung haben wir ein Problem gestreift, das auch heute noch die ernsteste Beachtung verdient: die Gefahren der Lesewut. Aus manchem Prozeßbericht über jugendliche Verbrecher wissen wir, daß die Schundlektüre ein gut Teil Schuld an den Verfehlungen war, wegen welcher das Gericht ein Strafurteil fällen mußte. Mit der ausgesprochenen Schund- und Schmutzliteratur hat unser Staat gründlichst aufgeräumt. In seiner Wirkung auf den Jugendlichen kann aber auch ein an und für sich gutes Buch gefährlich werden, sofern er nämlich für das Buch noch nicht seelisch und sittlich reif ist. Ich brauche das hier nicht weiter auszuführen, aber ein Hinweis: Eltern, achtet auf die Lektüre eurer Kinder! ist immer am Platze. Nicht jeder Roman ist für Jugendliche geeignet. Das hat nichts mit Muckerei zu tun. Wie jedoch mancher Film den Zensurvermerk „Für Jugendliche verboten!“ trägt, so trägt auch manches Buch ungesehen diesen Vermerk. Verantwortungsbewußte Eltern wissen darum.

Ueber die gesundheitlichen Gefahren, die zu vieles Lesen für die Kinder in sich birgt, ist schon oft gesprochen und geschrieben worden. Es muß dem Machtwort des Vaters oder der Mutter gelingen, den kleinen Leseratten das Buch rechtzeitig aus der Hand zu nehmen. Die Vernachlässigung sonstiger Pflichten, verdorbene Augen, nicht genügender oder unruhiger Schlaf sind sonst die bösen Folgen. —

Bleibt die Frage: Was sollen unsere Kinder lesen?

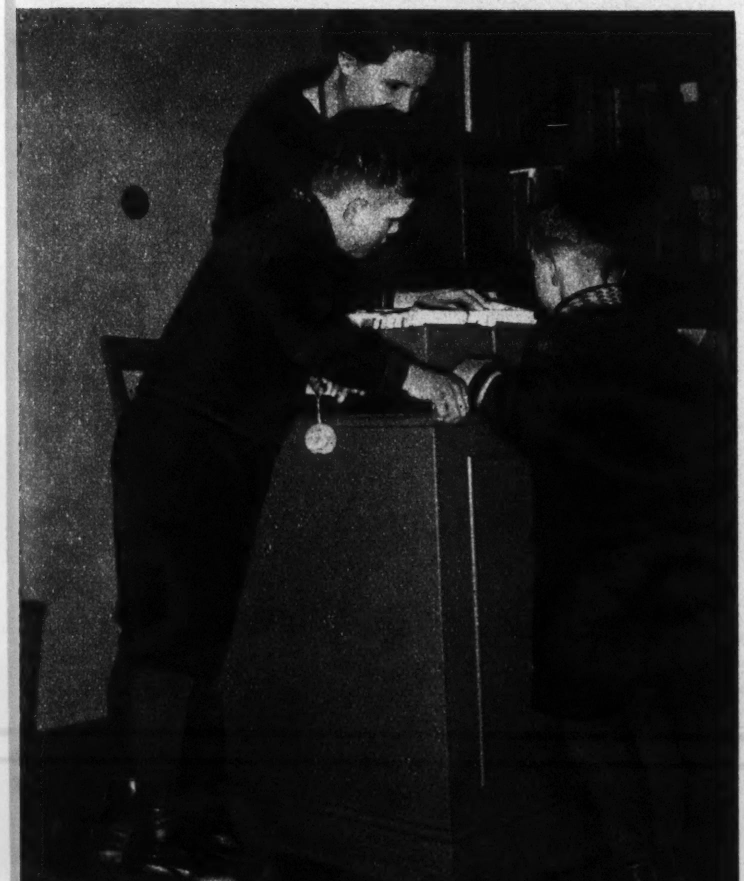


. . . da müssen die meisten dann erst den Waschraum aufsuchen!

Diese Frage haben schon immer die von privaten oder halbamtlichen Gesellschaften herausgegebenen „Verzeichnisse empfehlenswerter Jugendschriften" zu beantworten versucht. Es war selbstverständlich, daß der neue Staat diese Verzeichnisse einer scharfen Durchsicht unterzog, und daß er, getreu seiner Aufgabe als Träger der gesamten Jugenderziehung, seinerseits aus dem Schrifttum unseres Volkes *die* für die Jugend geeigneten Werke in den Vordergrund stellte, die nach ihrer Tendenz den Grundsätzen des neuen Staates eindeutig entsprechen. So hat der Reichs- und Preußische Minister für Wissenschaft, Erziehung und Volksbildung unter dem Kennwort „Vaterländisches Schrifttum in Schulbüchereien" ein „Verzeichnis der zur Beschaffung für Schulbüchereien (Lehrer- und Schülerbüchereien) geeigneten Bücher und Schriften" veröffentlicht, das z. Zt. schon über 2000 Nummern umfaßt, und in dem das Jugendbuch (unter Angabe der Altersstufe) einen hervorragenden Platz einnimmt. Darüber hinaus hat die gleiche Regierungsstelle eine „Grundliste für Schülerbüchereien der Volksschulen" herausgegeben, die zwar nur 120 Werke enthält, in ihrer Auswahl jedoch richtungweisend für jeden Vater und jede Mutter sein kann, die sich in Sorge um die Beschaffung guter Bücher für ihre Kinder befinden. Schon die Ueberschriften „Volksgut, Sagen, Märchen, Schwänke", „Im Dämmer der Urzeit. Nordische Heldengestalten", „Deutsche Kämpfe", „Deutsche Größe in Opfern und Führern", „Dem Gedächtnis des Weltkrieges", „Unvergessene Kolonien," „Natur und Heimat", „Jugend marschiert ins neue Deutschland", „Fröhliche Jugend", „Taten- und Abenteuerdrang", „Fliegerbücher", „Die Welt der Arbeit" und „Basteln und Werken" zeigen bei aller Vielgestaltigkeit den eindeutigen Kurs dieser Auswahl, einen Kurs, den auch das Elternhaus um des einheitlichen Erziehungszieles willen nicht außer acht lassen sollte.

Ordnung muß sein. Die ausgewählten Bücher werden auf der Karte vermerkt

Und zum Schluß werden die Mäntel wieder in Empfang genommen


Eine kleine Streitfrage. Wer hat Recht?

Die Vielgestaltigkeit jener eben genannten Grundliste — die 120 Nummern gehören nicht weniger als 13 „Stoffgebieten" an! — mahnen den Erzieher, zu verhüten, daß unsere lesende Jugend einseitig interessiert wird. Man soll unsere Jungen und Mädel ruhig mal zu einem guten Buch, das sie ja gewöhnlich nur weil ihnen der Titel oder die Bilder nicht gefallen, nicht lesen wollen, zwingen. Denn wie sich der Appetit beim Essen einstellt und manch Gericht, das wir bislang, nur weil wir es nicht kannten, ablehnten, eines Tages unsere Leibspeise wird, so ist es auch beim Buch. Wir sind es unsern Dichtern und Schriftstellern schuldig, daß wir unserer Jugend für den großen Reichtum des deutschen Schrifttums die Augen und Herzen öffnen, auf daß das Buch ihr Freund und Weggenosse werden kann in allen Lebenslagen. Und wenn dann der Junge oder das Mädel trotzdem zum dritten oder vierten oder gar siebenten Male nach seinem Lieblingsbuche greift, so wollen wir sie ruhig gewähren lassen. Denn wir wissen ja: eines Tages wird es zerlesen und äußerlich wenig schön, endgültig in der Ecke des Bücherschrankes stehen und übrig bleiben wird nichts als die Erinnerung an die glückliche Zeit, da man solcher Begeisterung fähig war und, die Finger in den Ohren, selig und weltentrückt in einem Winkel saß und über dem Lesen schon einmal Essen, Trinken, Schlafen und — die Schularbeiten vergaß.

Schulaufnahme

Skizze von Hermann Leer

Zeichnungen von E. Pahlitzsch

Die lachende Sonne des frohen Märzmorgens blinzelte durch die blanken Scheiben in die Schulstube, warf einen hellen Schein über die leeren Bänke, die schwarze Wandtafel, darauf die roten Schreiblinien funkelten und fand schließlich den Schulmeister Jodokus Flavius, eifrig beschäftigt, Primeln, Geranien und Osterblumen auf das hochbeinige Katheder und die Fensterbänke zu setzen.

Jodokus spürte, wie die Sonne ihm über seinen greisen Wuschelkopf huschte. Er schaute auf, lachte der freundlich Grüßenden zu und murmelte: „Ja, ja, Frau Sonne, vierundvierzigmal hat Jodokus in diesen Räumen junge Menschenkinder in die Schule aufgenommen, wie es in der Berufs- und Amtssprache heißt; heute macht er es zum letzten Male, aber er kann es noch ebenso gut wie im Anfang. Alt und schwach am Körper bin ich in meinem Amt geworden, aber mein Geist blieb frisch und mein Herz jung, das ist das Geschenk des Jungvolks der Schule an mich."

Er machte sich wieder an die Arbeit. Rückte die Bänke gerade. Als er gestern den letzten Jahrgang aus der Schule entließ, da hatten einige, die nicht schnell genug aus diesen vier Wänden heraus kommen konnten, die Bänke durcheinander gerückt. Trotz seiner Abschiedspredigt. Nun, er wußte: Was ein guter Samen ist, der nimmt sich Zeit zum Aufgehen. Und so wird all das, was er in Herz und Gemüt der Kinder legte, aufgehen, wenn das Leben gleich dem Märzsturm, der den Acker peitscht, sie rüttelt; dann werden sie sagen: „Ach, unser guter Lehrer Flavius! Wie recht hat er gehabt! Könnten wir noch einmal in seine Schule gehen!"

45 Jahre hatte er hier in seiner Schule gewirkt, gelehrt und erzogen. Väter und Mütter, Kinder und Kindeskinder waren seine Schüler gewesen.

Da klopfte es an die Türe.

Flavius fuhr aus seinem Sinnen und bedächtigen Tun auf, eilte nach der Tür und öffnete sie. Vor ihm stand eine Mutter mit ihrem Kinde.

Flavius erkannte sie sogleich. Warum sollte er sie auch nicht kennen? Hatte er doch alle Mütter und Kinder um sich herum aufwachsen sehen. Das Formelle der Schulaufnahme hatte er

Schulmeister Flavius war eifrig dam beschäftigt, seine Blumen auf das Fenste brett zu setzen . . .

schon längst erledigt. Fein säuberlich geschrieben, auf vorschriftsmäßig gefalteten Aktenbogen, in blauen Umschlag geheftet, lag's in dem Katheder, damit der Herr vom Amt auch seine Ehre und Ruhe habe.

Es kam eines nach dem anderen, sorgfältig zärtlich geführt von der mütterlichen Hand. Säuberlich gewaschen, sorgsam gekämmt, die Mädchen mit breiten Schleifen im Haar, die Jungen mit lang gezogenen Scheitelfrisuren, neuen Kleidern, blanken Schuhen, blank außen und blank innen. Um diese Meinung über das Wesen des Kindes zu verstehen, muß man Schulmeister Flavius' psychologische Auffassung vom Kinde kennen, die für ihn unumstößlich feststand und also lautete: Das Kind ist ein köstlicher Schatz, den ich suchen, heben und von Schlacken befreien muß.

Flavius zählte . . . Fünfundzwanzig. Seine Schulrekruten waren alle da.

Wie sie guckten, lugten, neugierig die Augen spazieren gehen ließen, die Ohren spitzten!

Was Flavius jetzt tat, entsprach dem zweiten Grundsatze seiner Pädagogik, und der lautete: Dieser Schatz des Kindes ist sein Gemüt, sein Vertrauen. Habe ich das, so habe ich es ganz!

Ihr meine kleinen Schäfchen, dachte Flavius, ihr Engel auf Silberwölkchen, ihr Elfchen aus dem Kinderparadies, die ihr Augen, Ohren, Herz und Mund aufsperrt, nun sollt ihr was Schönes erleben. Er holte die Blumentöpfe, ließ jedes sie betrachten, daran riechen.

Ein „Ah!" und „Ei!" entschlüpfte dem Kindermund. Wie sich das kleine Volk freute.

Und nun spielte Flavius alle Trümpfe auf.

Einen ausgestopften Hasen, der sich zum Sprunge anschickte und seine Löffel spitzte, stellte er auf das Katheder, eine große Eule setzte er daneben und einen Kuckuck davor.

Wie das Jungvolk plusterte, sich regte, wie es schnabelte und schwatzte.

Der Hans mußte über den Hasen lachen, Karl wollte ihn an seinen Ohren

Wie gerne wäre die Mutter noch einmal in die Schule gegangen . . .

kriegen, Ilschen gefiel das helle Schwänzchen, Minchen das spitze Mäulchen. Wilhelm freute sich über den Bauch der Eule, Robert über den Federplust an den Beinen, Friedrich über das sonderbare Gesicht, das sie machte. Ach, und erst der Kuckuck! Die Frieda glaubte, er sei viel größer, und die Lina wollte wissen, ob er auch so ein Ding hätte wie ihre Uhr, die am Mittag zwölfmal „Kuckuck" mache. Der Heinrich fragte, warum der Kuckuck nicht rot wäre, und die Hermine, warum die Eule keine Brille auf habe.

Alle lachten, die Schulrekruten, die Mütter und der Schulmeister Flavius. Die Mütter hatten schließlich ihre liebe Not, die Kleinen nach Hause zu bringen. Flavius aber lächelte still in sich hinein, als alle fort waren: „Die sind mein, denn ich habe ihr Vertrauen."

Die Sonne schien fröhlich auf seine Blumen, die er wieder sorgsam in Reih und Glied stellte.

Hilfe bei der Schularbeit

Wir wollen zusammen rechnen!

Von Edmund Fischer

VII.

In dieser Folge wollen wir einige Rechenspiele beschreiben, die im letzten Drittel des 2. Schuljahres und im 3. Schuljahr gespielt werden können. Manche Eltern werden über die große Zahl der Spiele und der damit verbundenen Rechenübungen in diesen beiden Schuljahren verwundert sein. Ihnen sei gesagt, daß die ersten drei Grundschuljahre im Rechnen den Grund zu legen haben, auf dem das schriftliche und das sogenannte angewandte Rechnen, das in den Mittel- und Oberklassen geübt wird, aufbaut. Nur wenn die vier Grundrechnungsarten, das Zusammenzählen, Wegnehmen (Ergänzen), Malnehmen und Teilen, mit kleinen Zahlen sicher beherrscht wird, wenn die einfachen Rechenakte vom Kinde fast mechanisch vollzogen werden und der Grundschüler schnell und fehlerfrei im Kopf zu rechnen vermag, wird er im 4. Schuljahr flott und sicher schriftlich rechnen lernen. Nur dann wird das Kind später auch seine ganze Aufmerksamkeit auf die Rechenprobleme richten können, die dem täglichen Leben entnommen sind und dem Erwachsenen fortwährend im persönlichen und beruflichen Leben begegnen (sogenanntes „bürgerliches Rechnen"), und es wird die rechnerischen Sachverhalte und Beziehungen auch dort zu entdecken und ergründen vermögen, wo sie nicht so offen wie in den einfachen, schulgemäßen Rechenaufgaben zutage liegen (sogenanntes „Sachrechnen", „eingekleidete Aufgaben").

Wer schnell und möglichst mühelos im Kopfe Zahlen zusammenzählen oder voneinander abziehen will, muß das Ergänzen sicher beherrschen. Die folgenden drei, der Schwierigkeit nach abgestuften Spiele, können dazu beitragen, daß das Kind diese Rechnungsart zunächst im Zahlenraum von 1—100 spielend übt.

Zunächst das Füllspiel. Bei ihm handelt es sich darum, daß die Mitspieler mit der richtigen Zahl den richtigen Zehner füllen. Man braucht dazu nur etwa 80 kleine Zettel, die auf der Vorderseite eine Zahl zwischen 1 und 99 (keine Zehnerzahlen!) und zur Kontrolle auf der Rückseite die richtige Lösung enthalten. Abb. 1. Jeder Mitspieler erhält ein Blatt Papier, auf dem ein paar Zahlen zwischen 1 und 9

84	Abb. 1.	+6=90

aufgeschrieben sind, und zwar müssen diese Zahlen von 1 bis 9 (von denen jede insgesamt zweimal oder bei sehr vielen Mitspielern dreimal vorhanden sein muß) so verteilt sein, daß das Füllspiel den Charakter eines spannenden Wettspiels erhält. Sind beispielsweise drei Mitspieler vorhanden, so schlagen wir folgende Verteilung vor:

I.		II.		III.	
1	2	3	1	2	3
4	5	6	4	5	6
7	8	9	7	8	9

Das Spiel selbst ist höchst einfach. Reihum nimmt jeder Spieler den obersten der aufeinandergeschichteten Zettel auf und liest die darauf stehende Zahl vor. Wer die Aufgabe zuerst richtig gelöst hat, darf auf seinem Blatt Papier die Zahl, die ergänzt werden mußte, einmal ankreuzen. Erschwerend kann bestimmt werden, daß sich jeweils nur die Mitspieler an der Lösung beteiligen dürfen, die die entsprechende Füllzahl auf ihrem Blatt stehen haben. Wird also der Zettel 84 aufgenommen, so dürfen nur der 2. oder der 3. Mitspieler die Aufgabe lösen. Je flotter gespielt wird, desto spannender und lustiger wird das Spiel. Dreimal angekreuzte Zahlen scheiden aus. Wer eine Aufgabe falsch löst, bekommt zwei Verlustpunkte, wer eine Aufgabe löst, zu der er nicht berechtigt ist, einen Verlustpunkt. Wenn alle Aufgaben gelöst sind, werden die Verlustpunkte von der Zahl der Kreuze abgerechnet. Wer dabei am besten abschneidet, ist Sieger.

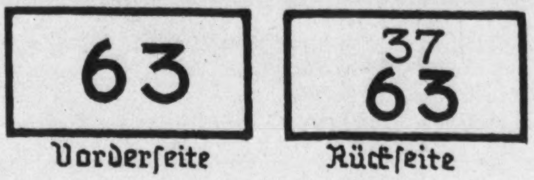
Ein wenig schwieriger ist das „Ergänzlotto 100", bei dem alle Zahlen zur 100 ergänzt werden müssen. Jeder Mitspieler bekommt zwei der numerierten Lottokarten. Die Karten 1 und 2, 3 und 4, 5 und 6 usw. gehören stets in eine Hand. Jede darauf verzeichnete Zahl muß im ganzen Spiel zweimal vorkommen; niemals dürfen aber zwei gleiche Zahlen auf den zusammengehörigen Lottokarten stehen (Wettspiel!). Nachstehend die Abbildung einer solchen Karte.

37	52	64	18
49	5	21	83
13	96	39	72

Abb. 2

Jedem Lottofeld entspricht ein Lottoplättchen, das auf der Vorderseite die betreffende Ergänzungszahl (zu 100!) und auf der Rückseite zu Kontroll- und Uebungszwecken die beiden zusammen 100 ergebenden Zahlen enthält (Abb. 3). Die Plättchen werden reihum mit der Vorderseite aufgehoben. Die daraufstehende Zahl

Abb. 3.



wird vorgelesen, und wer die richtige Ergänzungszahl auf seinen Lottokarten zuerst findet, erhält das betreffende Plättchen und legt es mit der Rückseite zu oberst auf die Lottokarte. Jedes Kind muß danach streben, seine Karten zuerst zu füllen.

Die schwierigsten Ergänzungsaufgaben enthält schließlich das *Ergänzungsquartett*, das, je nach der Zahl der Mitspieler, aus 40 oder 64 Blättern bestehen muß. Abbildung 4 zeigt, wie eine solche Quartettkarte zu gestalten ist. Der Spielverlauf entspricht demjenigen des in der vorigen Folge veröffentlichten Quartetts.

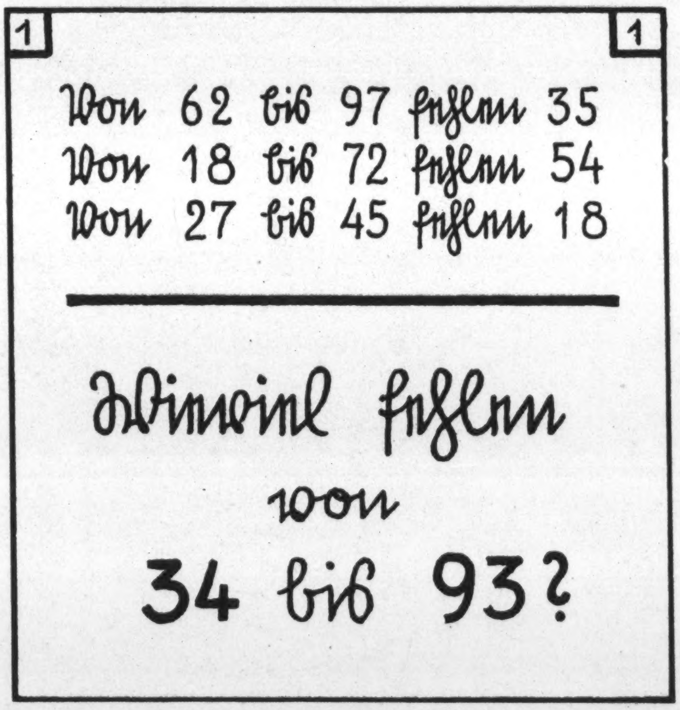


Abb. 4.

Ein besonders lustiges Spiel, bei dem das Rechnen mit den im praktischen Leben vorkommenden Geldmünzen geübt wird, wollen wir „*Gewinnen und Verlieren*“ taufen. Bei diesem Spiel bekommt jeder Mitspieler von dem Pappgeld, das jedes Papierwarengeschäft vorrätig hat oder besorgt, zunächst

5 Fünfzigpfennigstücke,
10 Zehnpfennigstücke,
10 Fünfpfennigstücke,
10 Zweipfennigstücke und
10 einzelne Pfennige.

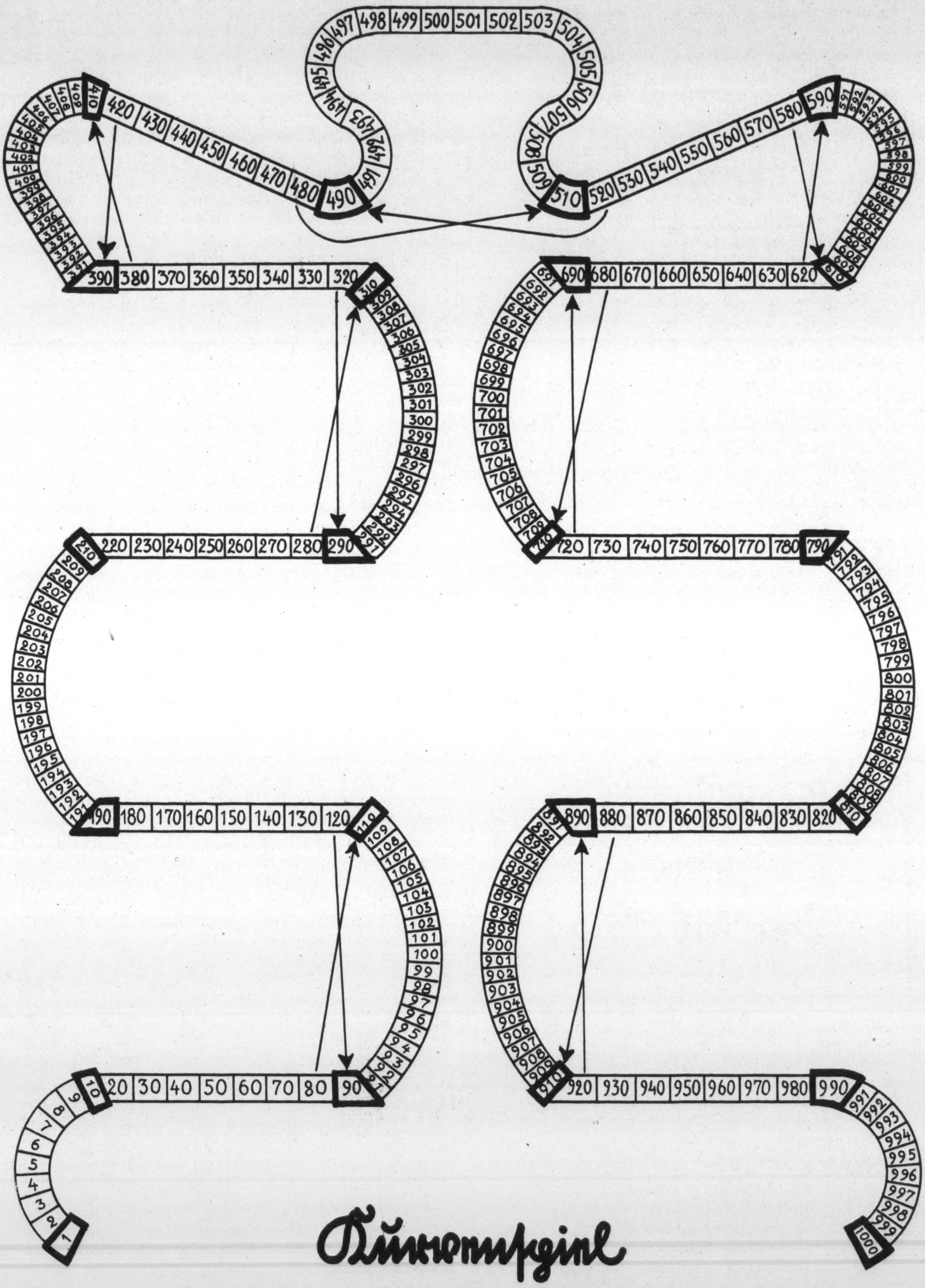
Ferner werden noch 60—80 Plättchen geschnitten, auf die man je einen zweistelligen Pfennigbetrag schreibt (62 Pf.). Nun kann das Spiel beginnen. Von den verdeckt liegenden Plättchen zieht der Reihe nach jedes Kind ein Plättchen. Den darauf verzeichneten Pfennigbetrag verliert es an seinen Nachbarn zur Linken. Beim Auszahlen muß es mit möglichst großen Münzen zahlen. Denn wenn es sich aller kleinen Münzen begibt und nur wenige hinzuerhält, kann es geschehen, daß es mit den in seinem Besitz befindlichen Münzen nicht richtig auszuzahlen vermag und mit einer nächstgrößeren Münze bezahlen muß (etwa 75 Pf. statt 73 Pf. oder 60 Pf. statt 51 Pf.), also mehr als nötig Geld verliert. Sieger ist, wer nach Ausgabe aller Zettelchen das meiste Geld besitzt.

Spielvariationen:

1. Der auf dem gezogenen Zettel stehende Geldbetrag wird von dem betreffenden Kinde vom linken Nachbarn *gewonnen*. Kann der Nachbar nicht auf den Pfennig genau auszahlen, so zahlt dieser mit nächstgrößerer Münze, und er selbst ist verpflichtet, den zuviel bezahlten Betrag herauszugeben. Kann er dies nicht, darf der Nachbar den Betrag, den er eigentlich auszahlen müßte, behalten.

2. Beträgt die auf dem Zettel stehende Geldsumme weniger als 50 Pfennige, so hat der Nachbar zur Linken den doppelten Betrag zu zahlen. Sonst wie bei 1.

Spätestens ins 3. Schuljahr fällt die *Erweiterung des Zahlenraumes bis zur 1000*. Damit ergeben sich neue Rechenschwierigkeiten für manches Kind. Erfahrungsgemäß ist es das Ueber- bzw. Unterschreiten der Hunderter, das vielen Kindern beim Vor- und Rückwärtszählen, beim Addieren und Subtrahieren anfangs mehr oder weniger Schwierigkeiten bereitet. Der Uebung dieser vier Rechenhandlungen dient nun das „*Kurvenspiel*“. Die Zahlenfelder dieses Spiels weisen — wie die Abbildung 5 zeigt — einen Fortschritt auf den geraden Strecken von 10 zu 10 auf. Der Erfahrung entsprechend, daß man in den Kurven langsamer fahren muß, schreiten die Zahlenfelder jedoch in den Kurven, in denen die ganzen Hunderter liegen, nur in Einern fort, so daß also das Spiel zu ausgiebigen Uebungen im Ueber- oder Unterschreiten der Hunderter zwingt. Das Spiel erweist sich außerdem als außerordentlich abwechslungsreich, spannend und lustig. Zu dem Spiel braucht man 1. das auf einer möglichst großen Pappe aufgezeichnete Spielfeld, 2. einen Würfel und 3. für jeden Mitspieler zwei oder drei andersfarbige Kegel (wie beim Halmaspiel). Im allgemeinen zählen die geworfenen Würfelpunkte als Zehner (also 1 Punkt = 10, 2 Punkte = 20 usw.). In den Kurven jedoch zählen die Würfelpunkte als Einer. Wer also von vorn anfangen muß oder auf die fettumrandeten Felder 90, 190, 290 usw. gerät, muß solange von Einer zu Einer fortschreiten, bis er an das Ende der Kurve, also auf die Felder 10, 110, 210 usw. gelangt; dann geht es wieder in Zehnern weiter. Wer in die Kurve geraten ist, muß so lange würfeln, bis er auf das betreffende letzte Feld der Kurve gelangt. Wer also auf der 308 steht, muß einmal 2 oder zweimal 1 würfeln, sonst kommt er nicht weiter. Deswegen wird jeder Mitspieler darnach trachten müssen, seine 2 oder 3 Kegel vollzählig im Spiel zu haben. Das ist auch deswegen vorteilhaft, weil er so vielleicht am leich-



Kurvenspiel

Abb. 5

testen die schwierigen Kurven umfahren kann. Stehen seine drei Kegel z. B. auf 280, 460 und 770 und er würfelt gerade eine 3, so wird er den auf 280 stehenden Kegel weiterrücken; denn so gelangt er unter Umgehung der Kurve gleich auf die 310. Kommt ferner jemand auf ein Feld, auf dem bereits ein Kegel steht, so scheidet sein eigener Kegel aus diesem Rennen aus. Er kann ihn aber wieder auf der 1 einsetzen. Sieger ist, wessen Kegel zuerst vollzählig ans Ziel gelangt sind. — Einige der möglichen Spielvariationen der Rechenschwierigkeit nach:

1. Die Kinder zählen auf Grund der gewürfelten Punkte weiter.
2. Die Kegel werden bei 1000 eingesetzt, und es wird rückwärts gezählt.
3. Beginn bei 1. Nach dem Wurf muß das Kind im voraus ausrechnen, auf welches Feld der Kegel zu stehen kommt.
4. Wie 3., es wird aber bei 1000 eingesetzt.
5. Beginn bei 1. Um größere Zahlen zu erhalten, muß jeder Mitspieler zweimal hintereinander oder gleichzeitig mit 2 Würfeln würfeln. Sonst wie 3.
6. Dasselbe, nur beginne man bei 1000.

Dem Kopfrechnen (Zusammenzählen und Wegnehmen) im Zahlenraum von 1—1000 dienen auch die folgenden Spiele.

Wir nennen zuerst das **Rechenquartett mit dreistelligen Zahlen**, das aus 40 oder 64 Karten besteht und folgende leichtere Aufgabengruppen enthält:

200+340=540	760+200=960	650—300=350
700+160=860	230+400=630	920—400=520
400+510=910	390+600=990	890—700=190
300+490=790	210+500=710	570—300=270

Ferner übt man noch Aufgaben, wie sie auf der abgebildeten Quartettkarte verzeichnet sind. Wer sich das Rechenquartett mit zweistelligen Zahlen (vgl. Heft 4 der „Reichs-Elternwarte") hergestellt hatte, kann, um sich Arbeit zu ersparen, an die darauf verzeichneten Zahlen einfach Nullen anhängen, und schon hat er das hier beschriebene Quartett erhalten.

In der gleichen Weise gewinnt man aus dem Rechendomino mit zweistelligen Zahlen das **Rechendomino mit dreistelligen Zahlen** (Abb. 7) und aus dem zweistelligen Rechenlotto (beide sind ebenfalls im Heft 4 der „Reichs-Elternwarte" dargestellt) das **Rechenlotto mit dreistelligen Zahlen** (Abb. 8). In beiden Spielen werden Hunderter und Zehner mit Hunderten und Zehnern zusammengezählt bzw. voneinander abgezogen. Während jedoch beim Domino die Hunderter nicht über- und unterschritten werden, geschieht dies beim Lotto.

720	140+330=

470	980−460=

Abb. 7.

1			1
390+420	830−440	140+570	970−280
260+660	760−390	370+480	810−520
780+190	920−250	250+390	740−560
1			1

Abb. 8.

1 1

700 — 130 = 570
900 — 550 = 350
1000 — 820 = 180

600 — 390 =

Abb. 6.

Den Eltern, denen daran gelegen ist, daß ihr Kind zusammen mit anderen Klassenkameraden oder Geschwistern das Addieren und Subtrahieren von Hundertern, Zehnern und Einern im Spiele übt, empfehlen wir die Gestaltung eines Quartettspiels, das etwa nachstehende Aufgabengruppen enthält:

230+326	525—310	132+464
450+268	732—480	248+327
736+220	980—235	985—321
148+670	640—358	728—119

Hokus-Pokus-Fidibus

Von Möller-Crivitz — *Zeichnung W. Allonge*

Welch ein geheimnisvoller Reiz liegt doch in diesen drei Worten, mit denen einst die Taschenspieler ihre Tricks begleiteten! Selbst uns Erwachsene bannt er noch, so sehr wir dabei auch an die andern Worte denken: „Geschwindigkeit ist keine Hexerei". Aber ging es uns nicht jedesmal so, daß wir mit dem festen Vorsatz in die Vorstellung des „Zauberkünstlers" gingen, uns durch seine fließenden Worte nicht wieder ablenken zu lassen, sondern nun endlich mit ganz wachen Augen aufmerksam seinen Händen zu folgen, um hinter den Trick zu kommen? Und geschah es dann nicht ebenfalls jedesmal, daß wir alle guten Vorsätze vergaßen und wie gebannt den atemberaubenden Kunststückchen zusahen? Mir ist es wenigstens immer so ergangen. Und einmal habe ich dreimal die gleiche Vorstellung besucht, aber hinter die einfachsten Tricks bin ich doch nicht gekommen! Und so bleibt für mich immer noch ein kleiner Rest von diesem geheimnisvollen Wort übrig, das uns als Kinder so oft in Aufregung versetzt hat: Zauberei!

Ja, mit der Zauberei ist das so eine besondere Sache.

Neulich Sonntags — es war einer jener lichtlosen, regenschweren Tage, die so wenig froh machen — wußte ich nicht, was ich mit meinen beiden Jüngsten, der vierjährigen Karin und dem fast dreijährigen Rudolf, anfangen sollte. Vielleicht lag es auch an meiner Ungeduld, die ich nur schlecht zu verbergen wußte. Wir hatten alle möglichen Spiele durchgeprobt, so daß wir schon viel zu zeitig auf den „toten Punkt" gekommen waren. So saßen wir denn eine Weile nichtstuend beisammen. Das können wir Erwachsenen schon mal, nicht aber lebendige Kinder. Darum meinte Karin plötzlich: „Sag, Papa, kannst du auch zaubern?" Wie gesagt, das Wort Zauberei hat einen eigenartigen Zauber in sich. Mit einem Mal stehen sie wieder vor einem, all die vielen Kunststückchen, mit denen wir einmal unseren jüngeren Geschwistern die Augen groß machten. Ich brauchte nicht lange zu überdenken, denn da fiel mir schon ein kleiner, naiver Trick ein, mit dem wir immer großen Erfolg gehabt hatten. Ich versprach den Kleinen denn auch, ihnen ganz bestimmt etwas vorzuzaubern, nur müßten sie mich einige Minuten allein lassen. Das taten sie auch; ungewöhnlich folgsam verfügten sie sich ins Kinderzimmer. Ich nahm zwei Briefbogen, faltete sie je dreimal nach der Längsseite, und faltete die beiden Seiten nach innen. Dann kniff ich den Bogen rechts und links nach innen, so daß ich zwei jener Briefe bekam, wie sie zu Großvaters Zeiten üblich waren. Die beiden Unterseiten klebte ich fest zusammen, so daß eine Tasche daraus wurde, die man beiderseits öffnen und wieder falten konnte. In die untere Tasche legte ich nun ein Bild aus einer Zigarettenpackung, faltete sie sorgsam zu und machte nun die obere Tasche auf. So lag vor mir — wie es schien — ein weißer Bogen Papier. Nun rief ich die Kinder. „Seht einmal", sagte ich, „hier habe ich ein Stück Papier. Nun nehme ich einen Pfennig" — ich nahm ihn in ihrer Gegenwart aus der Börse — „und den lege ich hier auf das Papier. Dann falte ich den Bogen schön zusammen." Gesagt, getan. „Was meint ihr wohl, was ich aus diesem Pfennig jetzt machen kann?" „Einen Bonbon", meinte Rudolf, der schon Erfahrung besaß, wie man Geld in angenehme Ware umwechselt. „Nein", sage ich, „wir wollen aus dem Pfennig einmal ein Bild zaubern!" „O ja", schrieen beide voll Vergnügen. Ich setzte nun eine geheimnisvolle Miene auf und murmelte die Worte: „Hokus — Pokus — Fidibus — dreimal schwarzer Kater!" (Ich habe noch nie so gespannte Kinderaugen gesehen. Fast vergaßen meine beiden Kleinen das Atmen!) Dann öffnete ich die andere Seite des Bogens und — o Wunder! — vor ihnen lag das Zigarettenbild. Selbstverständlich ließ ich auf dem umgekehrten Wege aus dem Bild wieder einen Pfennig werden und wieder ein Bild und so weiter, bis Karin zu ihrer Mutter rannte und aufgeregt bekannte: „Der Papa kann ganz bestimmt zaubern!" —

Nun war ich zu einer Anerkennung gelangt, die weit über meine Erwartungen hinaus ging. Jetzt mußte ich nach und nach all meine einstigen Kunststückchen vorführen, bis ich eines Tages am Ende meiner Kunst war. Aber die Kleinen ließen nicht locker. So beschloß ich denn, mit der Zeit meine „Geheimnisse" zu lüften. Vorher aber wollte ich ihnen noch ein aufregendes Stückchen zeigen. „Ich werde mir jetzt den Daumen abbeißen", sagte ich, „und ihn später wieder an die Hand „zaubern"!" Ich muß ihnen dieses „Kunststück" wohl zu drastisch vorgeführt haben, denn ein lähmendes Entsetzen lag auf beider Gesicht, als sie wohl den Rücken meiner Hand sahen, nicht aber den nach dem Handinnern gewandten Daumen. Als ich dann aber — selbstverständlich nach einer wohl ausgerechneten Zeitspanne — in die Luft griff, um den Daumen wieder an die Hand zu „zaubern", zeigte ein befreiendes Aufatmen der beiden Kleinen, welchen Eindruck dies auf sie gemacht hatte. Selbstverständlich mußte ich auch dieses aufregende Spiel einige Male wiederholen. Dann meinte Karin: „Tut das denn gar nicht weh?" „Gar nicht ein bißchen", erwiderte ich und ahnte nicht, daß die beiden meine Worte für bare Münze nehmen würden. Zwar suchte Karin in meinen Augen so etwas von Unmöglichkeit der Echtheit dieser Zauberei wahrzunehmen, aber dann gingen die beiden doch

sehr nachdenklich in das Kinderzimmer. Ich gebe zu, ganz wohl war mir nicht, daß ich ihnen nicht sogleich den Trick gezeigt hatte. Doch dann war ich ganz froh, einige Zeit allein sein und lesen zu können.

Aber schon wenige Minuten später hörte ich aus dem Kinderzimmer ein jämmerliches Geschrei. Ich stürzte hinzu, und dann hatte ich die Bescherung! Da stand der kleine Rudolf in der Mitte des Zimmers, trampelte von einem auf das andere Bein und schrie steinerweichend. Dann kam er auf mich zugelaufen, hielt mir die Hand hin und — ach ja, da waren zwei Reihen Zähne scharf und tief eingezeichnet. Es muß dem kleinen Mann sehr weh getan haben. Und wie das gekommen war? Nun, ganz muß Karin mich nicht begriffen haben, zumindest nicht in der Wahl des Gegenstandes. Sie wollte auch mal „zaubern"; statt ihren aber wollte sie ihres kleinen Bruders Daumen abbeißen!

Es ist — Gott sei Dank! — noch gut gegangen. Karin aber starrte von ihrem Bruder auf mich und konnte es wohl nicht fassen, daß ihre „Zauberei" solchen Ausgang nehmen würde. Und ich? Nun, ich habe den „Mut" nicht gefunden, sie hart anzufahren. —

Ja, es ist so eine eigene Sache, das „Zaubern"! —

Und während ich dieses Erlebnis niederschreibe, kommt mir ein Vorfall in Erinnerung, von dem ich einmal gehört habe. Der letzte Ort der Handlung dieser „Zauberei" aber war die medizinische Klinik in Göttingen. Und das war so:

Da kommt die kleine fünfjährige Helga in den Kindergarten. Es ist nicht kalt, aber Helga meint: „Tante Lotti, ich will die Kapuze lieber nicht hochmachen, sonst bekomme ich einen noch dolleren Ohrenweh." Tante Lotti schöpft Verdacht und fragt Helga, ob sie am Tage vorher denn auch schon Ohrenschmerzen gehabt habe. „Aber nein", erwiderte Klein Helga, „gestern habe ich doch mit Brunhilde gespielt, da hatte ich keinen Ohrenweh. Heute aber habe ich Ohrenweh." Tante Lotti forscht vorsichtig weiter. Und da kommt es heraus. Ganz begeistert erzählt Klein Helga, daß Brunhilde „zaubern" kann. „Ja, das ist wirklich und bestimmt wahr, Tante Lotti, die Brunhilde kann „zaubern". Die steckt sich ein Streichholz in das Ohr und dann kommt es aus der Nase wieder heraus. Das habe ich gesehen!"

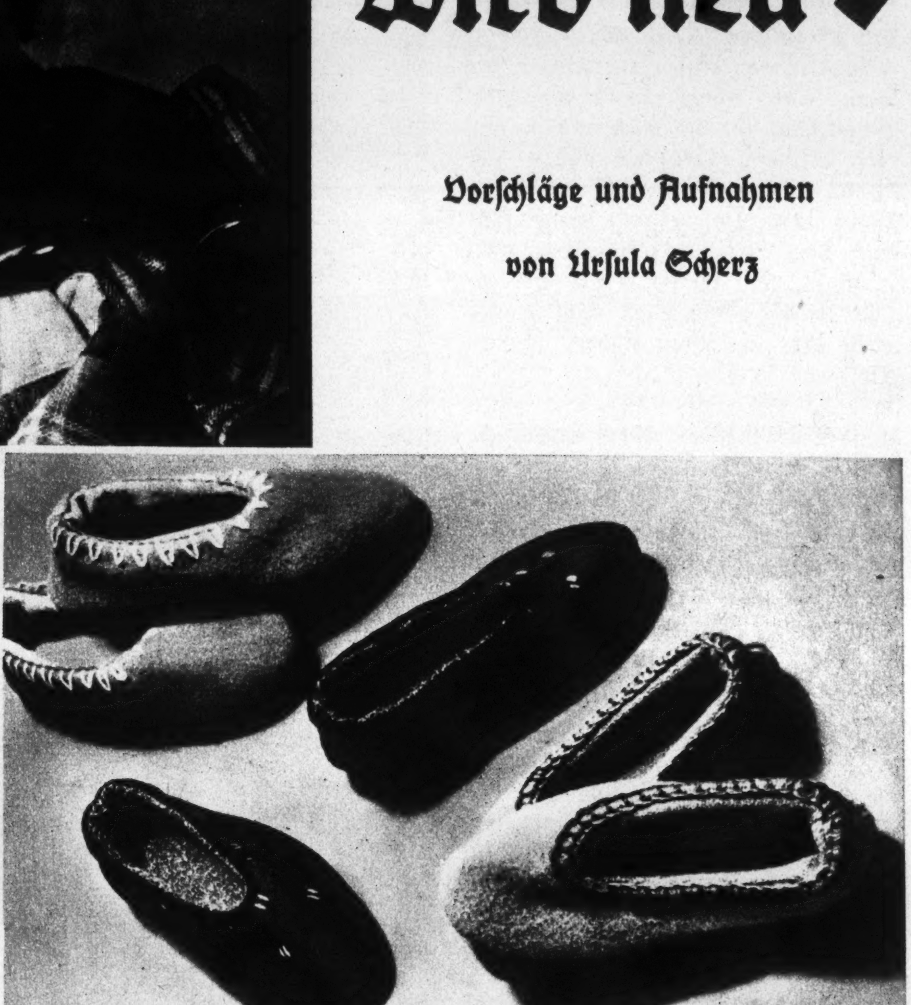
„Nein", meint Tante Lotti, „die Brunhilde ist zwar schon zwölf Jahre alt, aber an das „Zaubern", da glaube ich doch nicht recht. Zeige mir doch einmal dein Ohr her." Nach anfänglichem Sträuben, weil es doch zu weh tut, entdeckt Tante Lotti tief im Ohr ein Streichholz. Sie versucht es herauszuziehen, doch bald sieht sie die Unmöglichkeit ein. Klein Helga muß in die Klinik gebracht werden. Sie ist sehr tapfer, das kleine Hascherl, als ihr das Streichholz herausgezogen wird. „Nun, Klein Helga", sagt darauf der Professor, „das darfst du aber niemals wieder tun. Beim nächsten Mal verlierst du dein Gehör. Und der Brunhilde sage von mir, daß sie solche Dummheiten nicht mehr tun soll, hörst du, Helga, das sagst du ihr." Da schaut Helga den Professor und die um ihn stehenden Studenten mit strahlenden Augen an: „Aber die Brunhild hat doch gezaubert. Das habe ich gesehen. Zum Ohr ging es rein und aus der Nase kam es wieder heraus. Und hören kann die Brunhild auch!" — Ja, mit dem „Zaubern" ist es so eine Sache!"

Frechdachse — Aufnahme Elisabeth Hase

Aus alt wird neu!

Vorschläge und Aufnahmen

von Ursula Scherz

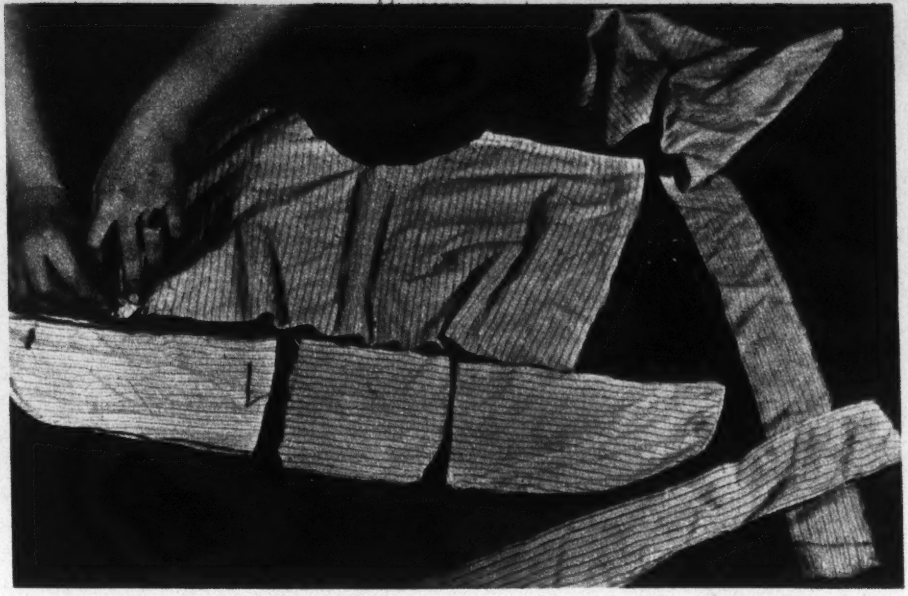


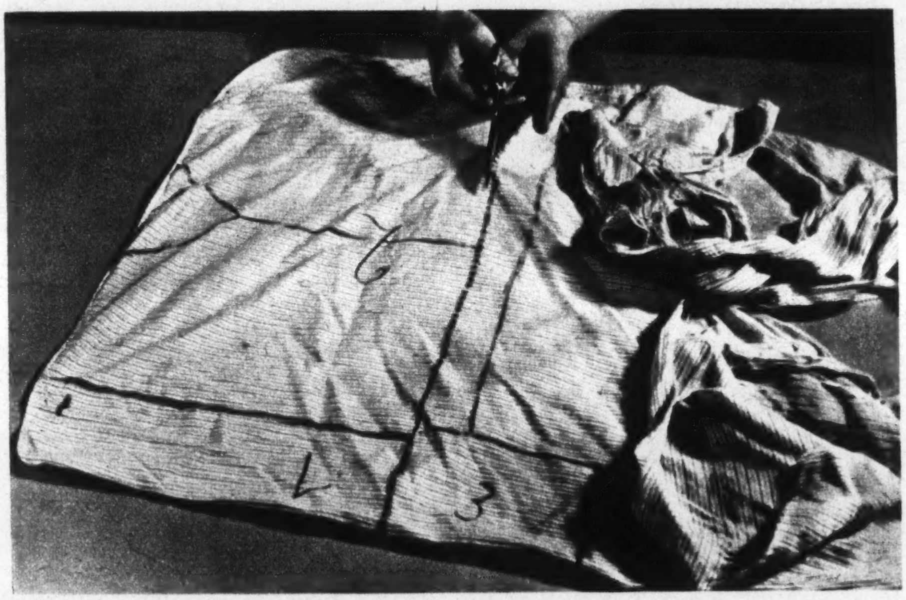
Wenn ich den Deckel meiner Flickenkiste aufschlage und mir die vielen abgelegten Flicken und Stoffüberbleibsel wieder vor Augen kommen, muß ich in ihnen herumkramen. Zwischen ihnen liegen ja so viel Erinnerungen; sie alle haben ihre Geschichte, sie haben gedient und haben sich in ihrem Dienst verbraucht. Sind sie wirklich unbrauchbar geworden? Warum habe ich mich denn nicht entschließen können, sie wegzuwerfen? Da liegen die aufgetrennten Stücke von Vaters Winterüberzieher. Es ist ein so ausgezeichneter Stoff, daß er gar nicht aufzutragen war. Sogar eine derbe Jungshose ist schon aus einem ihrer Teile

entstanden. Diesmal brauche ich ein Stück zu warmen Hausschuhen. Also, her mit dem nächsten Stück. Zuerst ist aus Packpapier ein Schnitt zu machen. Das Stück Papier muß ca. 22 Zentimeter breit und 2 Zentimeter länger als der Fuß sein, für den es bestimmt ist. Das Stück Papier faltet man in der Mitte zusammen und legt es vor sich hin. An der Bruchstelle mißt man nun von der linken Kante aus gemessen 14 Zentimeter ab. Von hier an zieht man eine Bogenlinie nach der oberen rechten Ecke und schneidet sie aus. Vor uns liegt nun ein Schnitt, der dem Stoffstück auf Bild eins gleichen muß. Danach schneidet man den Stoff zu, woraus dann das Oberteil des Schuhes entsteht. Der Stoff muß doppelt sein. Man steppt mit der Maschine ringsherum beide Teile aneinander, wendet den Stoff und steppt dann die Außenseite zusammen. Die Sohle wird nach dem Fuß zugeschnitten und mit Stoff bezogen. Dann setzt man das Oberteil an die Sohle an und legt innen eine bezogene Sohle ein. Wer will, kann nun außen noch eine Filzsohle oder geflochtene Sohle annähen. Sehr haltbar ist eine Sohle, die aus Lederzöpfen zusammengenäht wird, die man aus alten Gürtel und Handschuhstreifen selber flicht. Zum Schluß bestickt man, wie das Bild zeigt, die Schuhe mit kleinen Zierstichen.

Da fällt mir der untere Teil eines hübsch gestreiften Oberhemdes in die Hände. Es war nicht mehr auszubessern, aber das untere Teil ist, wie immer bei den Oberhemden, noch tadellos. Ich schneide mir die Teile so wie das Bild 3 zeigt zu. Daraus entsteht dann eine Schürze oder eine Spielhose, die im Rücken nach dem Wickelprinzip geschlossen wird.

Zum Schluß kommen auch die Kinder noch zu ihrem Recht. Aus einer ausgewachsenen Kindersocke entsteht ein kleines Sitzpüppchen. Der Hacken ist die Sitzgelegenheit, der Fuß wird der Kopf und der Körper, den man durch abbinden gestaltet. Die obere Länge wird in der Mitte eingeschnitten, so daß man aus jeder Hälfte ein Bein machen kann. Das Püppchen wird angezogen und ist nun fertig. Wenn man erst einmal damit anfängt, entstehen noch eine ganze Reihe der hübschesten Spielzeuge für die Kinder.





Herzen in Not

Novelle von Henrich Hansen-Bayreuth — *Zeichnungen E. Pahlitzsch*

Vorwort.

Wir wollen keine Gräber öffnen, auf deren Steinen heute längst dunkler Efeu wächst; wir mögen auch nicht das Glück, die Pein und endlich die Erlösung schicksalsgezeichneter Menschen in das grelle Tageslicht zerren.

Diese Niederzeichnungen mußten trotzdem gemacht werden, weil sie ja noch heute zeitlos unter uns leben in neugewordener Gestalt, der alte stillgewordene Senator Thies, der sehnsüchtige Pastor Stuhr, die kleine Märtyrerin Eike, der heißblütige Peter Timm — und wie sie sonst noch heißen mögen.

Durch das Schicksal mag der Leser sich selber schauen — und lernen, daß das ewige Lied wahrer großer Liebe immer heißen wird: Herzen in Not!

Frühling 1937.

Henrich Hansen.

*

Im Garten Senator Thies' blühten Rosen — gelbe, rote, weiße — durcheinander.

Der kleine Buchfink, der an dem hohen Rankelrosenbusch mit den blauroten Knospen und den krausen Blättern baute, konnte sich gar nicht genug wundern über diese Pracht. Nur so zwitschern — wie er — brauchten die Blumenkinder noch zu können, dann würden sie ihm den Senator sicher abspenstig gemacht haben.

Ja, auf die kleinen Singvögel des Gartens und seine Rosenpflanzung gab der Senator viel. Oft stand er stundenlang und sprach mit ihnen, — seinen einzigen Freunden. Aber vor dem großen weißen Rosenbusch, der immer ein wenig neugierig durch die alte Pforte auf die Nordsee schaute, blieb er meistens am längsten und machte sich bei ihm zu schaffen.

Aber, daß der alte Mann oft weit, weit über die Rosen wegschaute, bis hin auf die graue See und noch weiter, bis dahin, wo Himmel und Wasser eins wurden und wo in Herbstzeit Wassergänse im Nebel untertauchten, — hatte unser Buchfink nicht bemerkt.

Der Großvater unserer kleinen Rotbrust wußte darüber viel besser Bescheid. Der erinnerte sich noch, daß es eine Zeit gab, in der Senator Thies nur im Schummern und an Sonntagen hierhergegangen war. —

Aber diese Geschichte ging einen so jungen Springinsfeld ja weiter noch nichts an. —

Es war, als die Chaussee von Husum nach Schleswig gebaut wurde. Hunderte von Arbeitern, mit fremder Sprache und merkwürdigen Lebensgewohnheiten, lagen in Husum in Quartier. Sterbensschwer fielen die letzten Sommerblätter auf die Erde und Spinnenweben, mit kleinen Kristalltröpfchen behangen, zogen sich über das herbstliche Land. Weißgelber Raum schlich träge aus dem Schornstein der Senatorwohnung und legte sich den Wanderern, die wohl hier und dort einmal an die Gartenpforte lehnten, fest auf die Brust.

Wie oft stand Senator Thies damals mit seiner jungen Frau vor dem großen Eckfenster und horchte auf die Rammlieder, die die Einheimischen sangen, die hier auch mit an der Chaussee arbeiteten:

Mit alle Mann, nu man heran!
Hoch op den Block, de moje Popp
Noch'n bäten höher! De Pahl treckt neger!
Nu gäv't em recht! Den swaren Knecht!
Je höher as he geiht! Vun baban dal!
Nu rech liek op! den Pahl op'n Kopp!
Ick seh een, de nich gut tücht!
De schriew ick mit Kriet op'n Küch!
Un wenn he sick nich schamt,
Denn rop ick em bin Naam!
Heißa, lustich! Wie sünd düstich!
Nu noch'n mal höher! Mit'n Budel na'n Kröger!
De Deern dar mi'n witten Plaaten,
He güstern sick küssen laaten.
So weer't ok recht! Hoch op — un sett!

Und wenn die Leute dann mit ihren Reimen zu Ende waren, schmunzelten die beiden Zuhörer still vor sich hin.

Der alte weißhaarige Senator strich seiner jungen Frau über die heißen Wangen und ging still an seine Arbeit.

Kleine Frau Eike aber horchte gewöhnlich noch lange nach draußen auf die frischen Männerstimmen. Aber wenn um die Abendstunde die Lieder verklangen und frische Jungmädchenstimmen sich mit den tiefen der Männer mischten, zog sie fest das Fenster zu — und fror —.

Der Nebel ist hier zu Lande kalt und die See nicht weit.

Geh zu Bett, kleine Eike, und schlaf aus!

Ja, wer das könnte, ausschlafen und dann wieder frisch sein. Wenn man so jung ist und man fühlt dazu sein Blut — das heiße — noch so laut in sich pulsen, dann kann auch Trösterin Schlaf nicht helfen. —

Der Senator saß um die Abendzeit stets lange vor der alten Petroleumlampe und schrieb oder rechnete.

Ich habe als Kind an vielen Abenden das Licht aus dem Eckfenster über die Straße schimmern sehen.

Thies war trotz seines Alters ein rüstiger Mann. Niemand hätte ihm die siebzig Jahre angesehen. Seine kleinen weißen Hände kramten gerne zwischen Papieren und Rechnungen und strichen auch wohl hin und wieder einmal über das weiße, dichte Haar, das stramm im Scheitel nach beiden Seiten gelegt war. Ein eigenartig scharfer Ausdruck lag unserem Senator um Mund und Nase. Und noch heute, wenn ich an ihn denken muß, fällt mir Dürers Bild „Der Kaufherr" ein. Auch mit diesem ist im Bösen nicht gut Kirschen essen, die schmalen Lippen sagen alles. Was der will — das will er. So feste Lippenstriche hatte auch der Senator Thies, und was der wollte, das wollte er auch. Seine grauen Augen aber sahen ganz anders aus. Sie suchten und irrten noch in der Welt herum, wie Kinderaugen, so suchend und suchend. —

Und was diese Augen sahen und ihnen gefiel, mußte heran. So habe ich noch miterlebt, daß sich der Senator eine ganze Menge Vasen und Figuren kaufte — für einen sehr hohen Preis. Es hatten sich noch mehr Leute drum zu schaffen gemacht, aber Thies wollte sie haben — und bekam sie. Aber schon bald, als sie ihm nicht mehr so recht gefielen, sahen wir die seltenen Wertstücke in der „Boldschen Buchhandlung" zum Verkauf ausgestellt.

Papa Storm, der uns immer morgens ein paar Pflaumen oder Äpfel gab, sagte damals zu uns: „Er hat sich wieder ausgetobt! Schade um ihn!"

Aber seine junge Frau fror. Und — Senator Thies sah das nicht! Er liebte sie auf seine Weise. Bevor er sie nahm, wie er ein schönes Stück nahm, war sie nur eine kleine einfache Dienstmagd, die nichts hatte, als ein Paar schöne Augen, ihre jungen Jahre — und einen Bruder, der im Zuchthaus saß.

Die Leute hatten sich damals, als im Senatorhaus Hochzeit gefeiert wurde, viel gewundert. Nicht darüber, daß der Senator noch in seinen alten Tagen das junge, hübsche Mädchen nahm, nein, darüber, daß das blühende Menschenkind sich kaufen ließ — von einem alten Mann.

Böses und Gutes hat man der jungen Frau nachgesagt; aber nicht gewußt, daß das blaukarierte Kopfkissen auf dem Brodershof — sie stand dort im Dienst — oft naß war von den Tränen der kleinen Magd, die nun in ein altes Bürgerhaus eingegangen war.

Wie das Ganze gekommen war? Gott, wie es gewöhnlich kommt, wenn man jung ist, Vater und Mutter lange tot sind und man keinen Menschen hat, der einem gehört, und alles das nur darum, weil man einen Bruder hat, der im Zuchthaus sitzt. Wenn dann einer kommt und sagt: „Komm mit mir, du armes Kind, du sollst es gut haben, ich sehe über das alles hinweg", wird das Herz weich.

Die kleine Eike war damals ein schönes junges Menschenkind. Zwei schwere hellblonde Flechten legten sich fest um das rotwangige Gesicht, aus dem ein Paar dunkelrote Lippen und ein Paar tiefblaue Augen leuchteten. — Schön war sie aber als junge Frau noch, — fast noch schöner als früher. Nur war sie immer sehr blaß und eigenartig still.

Der Senator sah das nicht. — Er lebte in seiner Arbeit und in seiner eigenen Welt. War sie aber einmal gar zu bleich, sagte er wohl: „Geh zu Bett, kleine Eike, und schlaf dich aus!

Dann ging er wieder an seine Arbeit, — von der sie nichts verstand und verstehen konnte. —

Langsam kam ein junger Mann über den Marktplatz auf das Senatorhaus zu. — Pastor Stuhr trat ein. —

Die Messingglocke an der Tür schrie auf, laut und gellend.

Stuhr sah sich um. Die lange, schmale Vordiele hatte nur ein Fenster. Zwei große, grüne Truhen füllten fast den ganzen Raum aus. Die Wände, einfach grün gestrichen und mit einem festen schwarzen Strich von der Decke getrennt, drückten in ihrer Schwere hart auf den Raum.

Eine Tür ging auf. Ein feiner prickelnder Duft kam dem Pastor entgegen. Aha, die junge Frau hatte sich schnell an die neuen Umstände gewöhnt. — Lavendelwasser!

Und da war sie selbst!

„Guten Morgen, Herr Pastor! Na, sieht man Sie endlich mal wieder?" Frau Eike reichte dem Pastor die Hand. „Kommen Sie näher!"

Der Pastor drückte fest die kleine Hand und trat ein. Frau Eike ging vor ihm her. Stuhr sah an ihr herunter, — von dem bunten Schultertuch bis zu dem blauen Rocksaum.

Da drehte sie sich plötzlich um und sah den Pastor an. Einen kleinen Augenblick nur — unsicher und flimmernd. Ein roter Schimmer flog Frau Eike über Nacken und Gesicht. —

Durch die bunten Fenster spielte das Licht in die Stube. Rote Geranien und Fuchsien, in schönen weißen Töpfen, füllten die Fensterbank aus. Und mitten dazwischen stand eine weiße Rosenblüte — in einem grauen Steintopf.

Das alles umfaßte Stuhr mit einem Blick.

„Sie lieben Rosen, Frau Senator?", fing der Pastor an. — Was sollte er anders sagen. Er wußte, — ihre Welt war ja so klein.

Frau Eike strich sich mit der kleinen Hand über das Haar.

„Ja, Herr Pastor, weiße Rosen! Mir scheint immer, sie sind wertvollen Menschen so ähnlich. Blühen ohne zu scheinen — und bringen doch Schönes zu ihrer Zeit. Genau doch, wie alle Menschen sollten."

„Sie halten dabei auch wohl schöne Aeußerlichkeiten mit für die Zweckbestimmung der Menschen?"

Aber der alte Mann sah oft weit über die Rosen hinweg . . .

„Sie lieben Rosen," Frau Senator? . . .

Frau Eike nickte ein wenig, und die Augen leuchteten blitzartig auf, wie Johannesfeuer um Mitternacht.

„Gewiß, wenn wir das Schöne erleben und spüren gar noch sein Mahnen, ist es unsere Pflicht, es nicht beiseite zu legen. Herr Pastor, es wäre eine schlechte Mutter, die ihrem Kinde kein Wiegenlied sänge."

Stuhr horchte auf. — Senator, Senator, hast du keine Ohren zu hören? Hier ist was nicht in Ordnung! —

Stuhr war jung und begeistert. Seine Wiege hatte im Rheinischen gestanden, und er verstand die Menschen hier in dieser Gegend manchmal nicht so recht, — hier aber glaubte er besser zu verstehen und mehr zu sehen als der Senator. In dieser Frauenbrust klopfte ein Herz, das man nicht nur mit Streicheln allein abtun durfte. Das ging dem Pastor schmerzlich durch den Kopf in dieser Stunde. —

Frau Eike sah ihn an.

Er hatte feines schwarzes Haar, unser Pastor, und große Sucheraugen, in denen ein stiller Schein leuchtete und das Gesicht schön machte.

Langsam zog der Abend in die Stube, grauweiß, wie hier die Abende sind. In ihm verblichen auch die bunten Kacheln an dem großen Ofen. Von draußen hörte man die Brandung. Sch—Sch— Schsch—Sch—

Frau Eike ging ans Fenster.

Wie seltsam doch hier oft die Wolken am Himmel zogen! Gewaltigen Bergen gleich kamen sie angezogen — und tauchten dann in dem blassen Dunst, winzig und klein geworden, unter. Ganz von weitem huschte nun der Schein eines Blinkfeuers aus der fernen Weite heran. Eilig streichelte der Schein die zarte Frauengestalt am Fenster und enthüllte einen Augenblick ein wehes Sinnen in den Augen dieses einsamen, jungen Menschenkindes. —

Der Pastor und Eike waren nach dem Gespräch über die Rosen zu den Tagesereignissen übergegangen, bis der Abend heimlich in die Stube zog. — Und auf einmal war er da. —

Eike stand auf.

„Herr Pastor, wir wollen Licht machen. Mir scheint immer, daß wir die Dunkelheit möglichst wenig wirken lassen. Im Schummern werden die schönsten Blumen schwarz."

„Ja, aber schöne Schummerabende sind doch schön, Stunden der Besinnlichkeit und des Erkennens," sagte der Pastor.

„So, meinen Sie?" antwortete Eike und wurde wieder ein wenig unsicher.

Das Schwefelstreichholz flammte auf und warf kurz einen grellen Schein in die Stube. — Die Stimmung der Stunde war verflogen.

Der Pastor stand auf.

„Grüßen Sie ihren Mann, Frau Senator! Auf Wiedersehen! Ich sehe gelegentlich wieder vor."

„Guten Abend, Herr Pastor!"

Eike hörte bald seine Schritte verklingen. Legte sich in den großen Lehnstuhl und machte die Augen zu. — Sie mochte gern so ein bißchen vor sich hindruseln.

Und plötzlich spürte sie die ganze Kraft ihrer jungen Jahre in ihrem Blut pulsen und wußte nicht, wohin damit — das war schon oft so.

Wenn sie dann so die Augen zumachte, zog die schöne, lebendige Welt da draußen, — weit vom Senatorhaus weg, — an ihr vorüber. — Sie war dann in Gedanken wieder Jungmagd und lebte und lachte, wie Jugend es nur kann. Und wenn sie so träumte und malte, streichelte sie im Traum wohl auch dann und wann über ein weiches Männerhaar, und das gehörte dann dem jungen Schreiber von Schellhof — und nicht Senator Thieß.

Kling! — Eike fährt auf und wischt über die Augen und wischt über die heißen Wangen.

Der Senator trat ein.

„Guten Abend, Eike! Ist was hiergewesen?"

„Ja, der Pastor!"

„Der Pastor, was wollte er?"

„Ich weiß nicht, das hat er nicht gesagt."

„Hat er nach mir gefragt?"

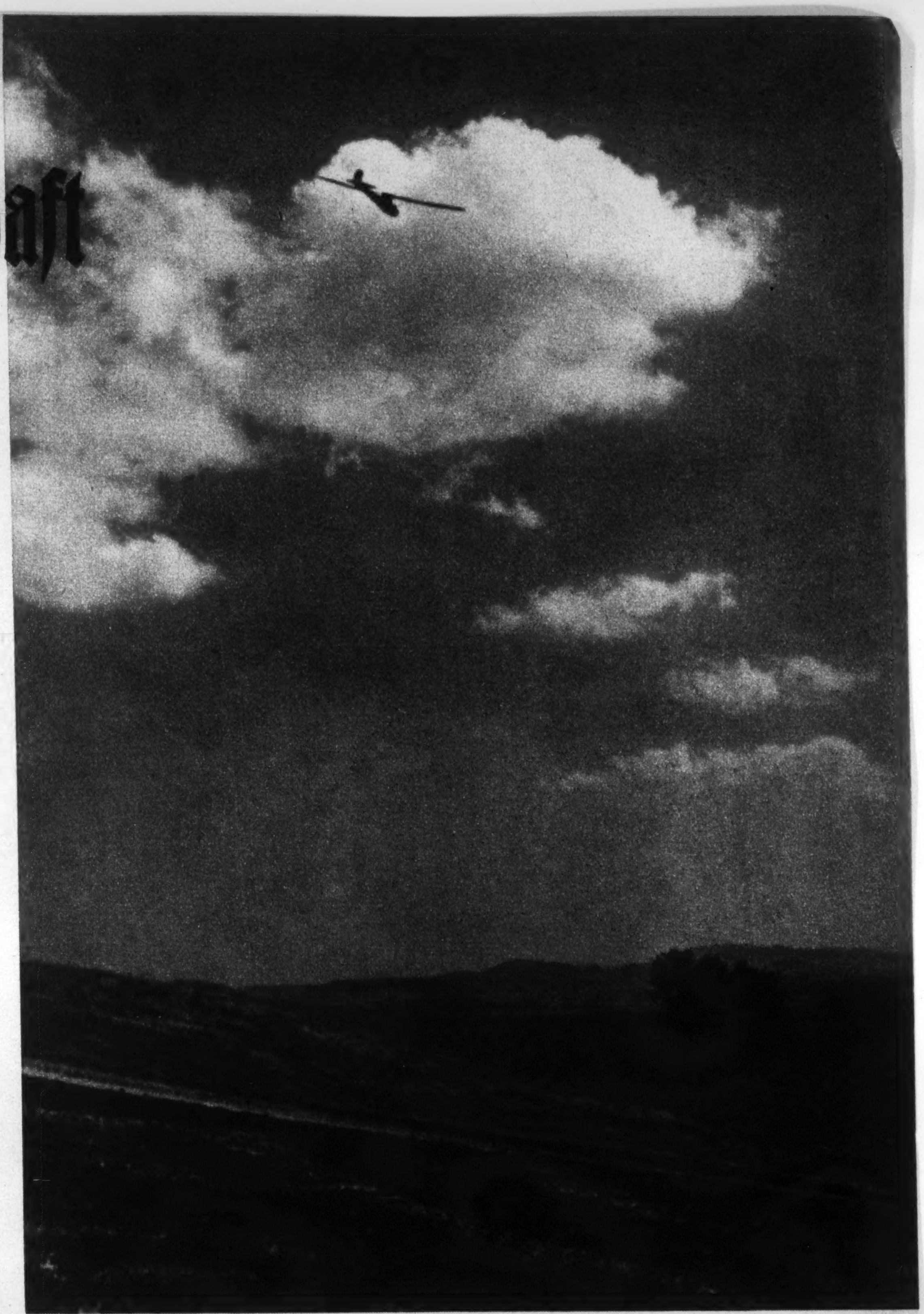
„Nein, aber grüßen soll ich dich und er will bald wiederkommen!"

Der Senator brummte etwas vor sich hin — und ging an seinen Schreibtisch.

(Fortsetzung folgt in Heft 8.)

Kameradschaft

Von H. Kordes



Aufnahme H. Rumpf

Regen, Regen! — Seit Wochen lagen wir auf dem Flugplatz und warteten auf günstiges Wetter. Täglich galt der erste Blick den dunklen, grauen Wolken. So war die Stimmung unter den Segelflugkameraden nicht gerade rosig, aber jeder bemühte sich, eine heitere Miene zur Schau zu tragen. Der Spaßmacher war der kleine, lustige Kurt. Er galt als „Streckenanwärter", und hoffte ebenso wie der große, dunkle Uli auf einen Witterungsumschlag. Wir andern von der Gruppe schlossen Wetten ab, wer von den Beiden eher seinen Streckenflug schaffen würde. Es war dies nach den 1000 Meter über Start (Höhenflug) und dem 5-Stunden-Dauerflug die letzte Bedingung, die zur Erreichung des silbernen Leistungsabzeichens von der „Internationalen Studienkommission für den motorlosen Segelflug" nötig war.

Eines Tages, o Wunder über Wunder, strahlt uns die helle Sonne an, und nur leichte, schneeweiße Wolken bilden sich. Gegen Mittag wird es richtig heiß, und hoheitsvoll und unbeweglich stehen die Wolkentürme in der Luft, wie abgezirkelt von dem blauen Hintergrund. „Streckenwetter", — dieses Wort unseres Fluglehrers versetzte uns in eine nicht geringe Aufregung. Streckenwetter, 2 Kameraden — und 1 Maschine.

Wir sind ziemlich schweigsam, schieben die „Kiste" an den Startplatz. Schließlich mußte nun der Fluglehrer entscheiden, wer starten sollte. Es war mit Bestimmtheit anzunehmen, daß das Ziel geschafft wurde. Der Fluglehrer stand an der Klemm, machte sich startfertig, zögerte noch. Beide Jungens flogen gleich gut, beide hatten das gleiche Anrecht auf den Start. „Dann müssen Kurt und Uli eben losen," entschied er und machte umständlich zwei Streichhölzer fertig. Eins blieb lang — der Start, und eins kurz — der Verzicht. Wir gruppierten uns herum, machten teilnahmslose Gesichter, waren aber gespannt, wem das Glück lächeln würde. Kurt zog zuerst und — lachte, es war das lange Stück — der Start, der Flug, und das heiß ersehnte Ziel. Uli machte sich am Motorflugzeug zu schaffen. Er war ganz still.

Der Monteur, der eben den Höhenschreiber geschwärzt hatte, kam: „Na, dem Uli wird's schwer fallen," meinte er zu uns, „schon 3 Wochen hier, und in 3 Tagen muß er ja auf 2 Jahre zum Militär, dann ist's sowieso erst einmal aus mit dem Segelfliegen." Kurt wurde blaß! Einen Moment schien es, als wolle er das gar nicht hören, aber dann wurde sein Gesicht hart. „Mensch, guckt nicht so blöd, los, holt den Uli her, der soll starten!" Und ehe wir das recht begriffen, hängte er dem Kameraden die Fallschirmgurte um, schnallte ihn in der Maschine fest. Ein letztes „Mensch, mach's gut", dann startete der Schleppzug.

Hoch oben unter den hellen Wolkentürmen flog eine Kiste, flog, kreiste, spielerisch um diese Berge, tauchte hinein — und verschwand!

Als nach gut 3 Stunden ein Anruf kam, vom Flughafen Breslau, da wußten wir, er hatte es mit diesem 95-Kilometer-Flug geschafft. Und Kurt lief als Erster zum Apparat, gratulierte. Da drückten wir unserm Kameraden die Hand, und als der Fluglehrer noch was von „Kameradschaft", und „er wär ein feiner Kerl", sagte, da hat er sich mehr darüber gefreut, als wenn es hunderte von Kilometern über Land gegangen wäre.

Das Blümchen

Mitten auf der Wiese schlief ein Blümelein. Da kam die Sonne und weckte es auf. (Bild 1)

Das Blümchen reckte sich und dehnte sich, streckt alle seine Blätter aus – bis es ganz groß geworden war – doch noch viel größer wollte es werden. (Bild 2)

Im Kelche wohnte das kleine Marienkäferchen. Es krabbelte auf seinen vielen Beinchen umher. Plumps – fiel es auf den Rücken – wie es da zappelte! (Bild 3)

Da kam der Regen. Tropf, tropf, tropf, sagte er. Blümchen hing traurig sein Köpfchen. (Bild 4)

Aber der gute Wind kam und bewegte leise das nasse Blümchen, bis es wieder ganz trocken war. (Bild 5)

Dann ging der Wind schlafen und das Blümchen senkte auch sein Köpfchen und schlief wieder mitten auf der Wiese. (Bild 6)

Ausführung zu den Bildern:

1. Kniestand, Rumpf gebeugt, Arme hängen locker herab.
2. Rumpf langsam aufrichten, Arme seithochstrekken — langsam aufstehn — strecken bis zum Zehenstand.
3. Auf allen Vieren umherkrabbeln. — Auf dem Rücken liegen und mit Armen und Beinen zappeln.

Ausführung zu den Bildern:

4. Mit den erhobenen Händen den tropfenden Regen andeuten — der ganze Körper sinkt zusammen.
5. Leichte Grätschstellung, Arme gehoben — Rumpfseitbeugen links und rechts im Wechsel.
6. Langsam wieder zusammensinken in die Ausgangsstellung.

Laut schallt das Lied . . .

Aufnahme Franz Baumeister

Wie Du mir — so ich Dir . . .

Von Henrich Hansen

„Alles neu macht der Maiii, macht diiie." „Halt! Aber, Kinder, wie zieht ihr jeden Laut, das ist ja furchtbar! Ist es denn so traurig, wenn der schöne Mai wieder da ist? Frisch sein! Fröhlich!"

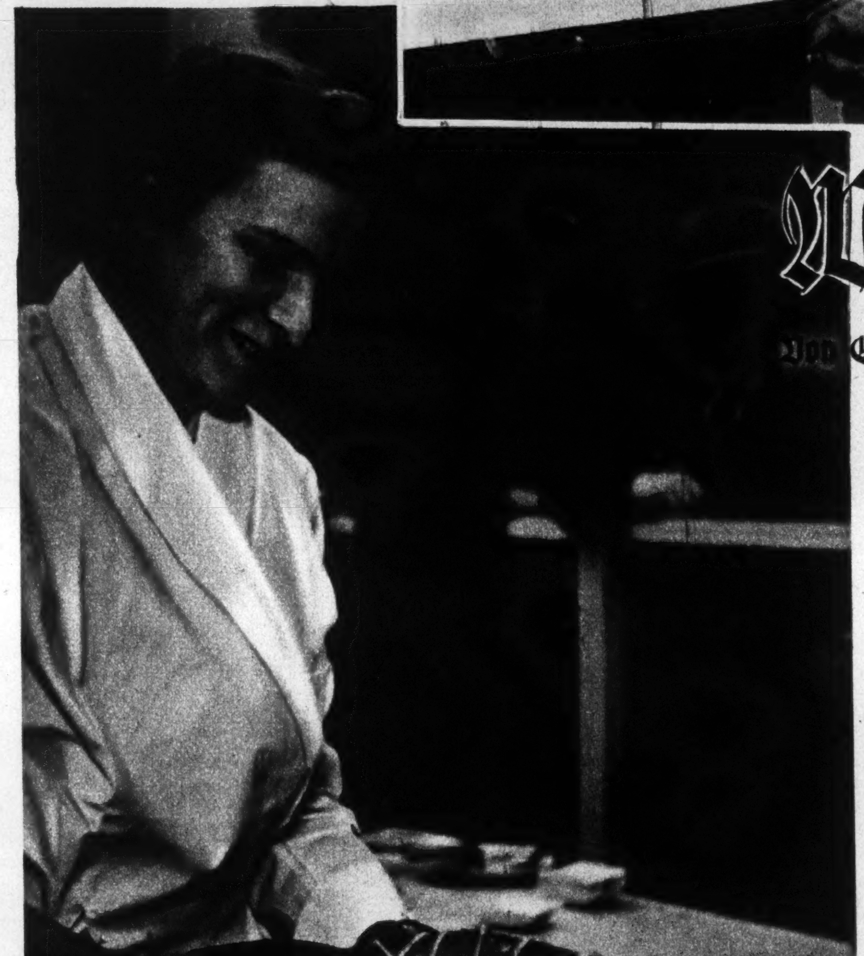
Die kleine Lehrerin stand mit leuchtenden Augen vor den kleinen Schulrekruten der kleinen Dorfschule und konnte absolut nicht verstehen, daß die Buben und Mädel nicht wie sie das ganze Glück und die Freude des Maitages fassen wollten.

Man sah aus dem Schulfenster auf eine blühende Wiese. Wenn der Blick dann weiterstreifte, traf er eine blühende Hecke — und noch weiter, — fast im Dunste des Horizonts verschwindend, — stand der Wald in erstem pastellzartem Frühlingsgrün. Unsere kleinen Freunde sahen das wohl, aber doch so ganz anders wie die Lehrerin. Blumen sind zum Pflücken da und nicht nur zum Ansehen aus dem Schulstubenfenster: — so die Moral der kleinen Mädchen. Und die Buben? Nun, die dachten, wenn sie den Wald in der Ferne sahen, nur daran, wer von ihnen wohl zuerst hoch in die Spitzen der Buchen gelangen würde, wenn sie . . . Da gab „Fräulein" schon wieder das Zeichen. Und 31 kleine Mäuler plärrten noch einmal das Frühlingslied — etwas schneller zwar; aber nicht restlos überzeugt, daß der Mai die Seele hier im Schulzimmer frisch und frei machen könne. Wie gesagt, — es ging aber schon ganz gut!

Fide Schmidt und Lise Ehlers saßen auf der letzten Bank. Alle anderen Rekruten zu vieren auf einer Bank. Fide und Lise waren nämlich zuletzt beim Schulanfang eingetrudelt, und da bekanntlich der nicht zuerst mahlt, der zuletzt kommt — mußten sie die Nachspitze halten. Die beiden schienen nun von diesem Rücksitz bestimmte Verpflichtungen abzuleiten; denn als die kleine Lehrerin endlich ein wenig Schwung in die Gesellschaft und das Lied gebracht hatte, hinkten nur Fide und Lisel noch beim Singen nach. Und als die Klasse schon wieder begann: „Laßt das Haus . . .", da klang es noch voll und getragen von der letzten Bank her: „Säälee frisch on- fraiiii — —!" Wieder wurde das Lied unterbrochen: „Aber, Fide und Lise, ihr macht uns doch das ganze Lied kaput" sagte da „Fräulein" ärgerlich. „Ihr könnt doch nicht immer nachhinken!" Da erhob sich Fide forsch und männlich, bohrte sich verlegen in der Nase, schubste Lise ein wenig und sagte: „Ja, Fräulein, wi sitten ja ok ganz achtern. Harst uns ja man op de erste Bank setten kunt! Nich Lise?" (Ja, Fräulein, wir sitzen ja auch ganz hinten. Du hättest uns ja man auf die erste Bank setzen können. Nicht, Lise?) Lise nickte eifrig, kicherte ein wenig und echote laut und vernehmlich: „Ja, Fräulein, dat hest nu davon!"

„Fräulein", das die Geschichte selber berichtet hat, nahm die Maßregelung mit Haltung auf. Sie erzählt allerdings, Fide und Lise hätten auch nach einem Platzwechsel ihre Vorliebe für langgezogene Vokale beibehalten. Da fragt man nicht mit Unrecht: Schicksal oder — Bestimmung?

Dem Reichssportführer hat es geschmeckt — nun soll der Koch aber auch einmal probieren!

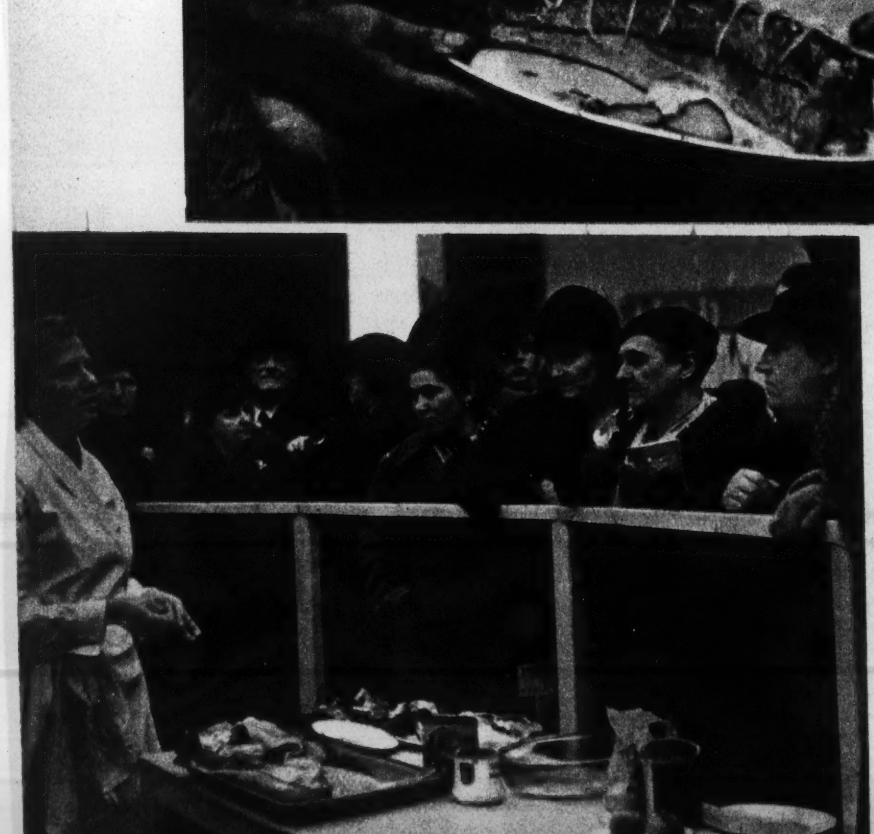


Wie lernen wir

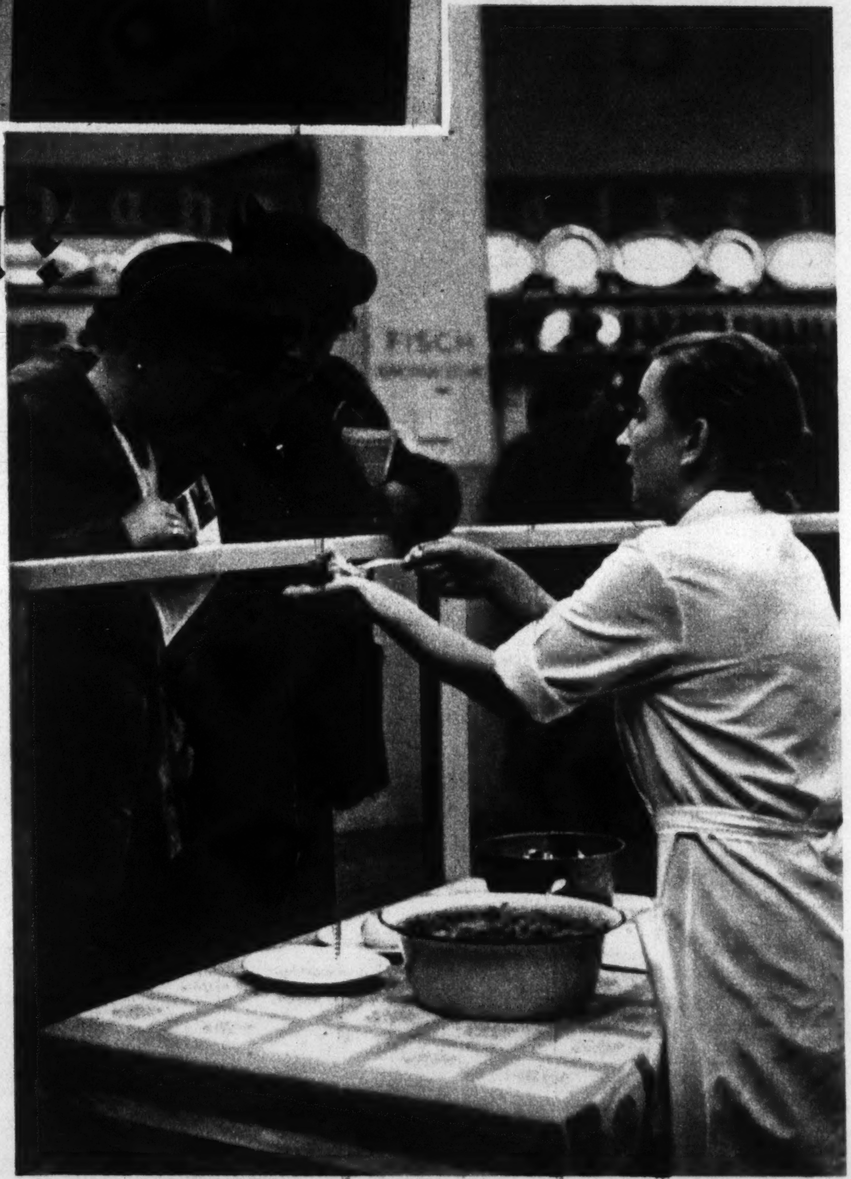
von Gerda Simons

Wie lernen eigentlich wir Erwachsenen? Es heißt doch: man lernt nie aus. Aber von den Methoden der Schule, und wären sie noch so fein durchdacht, wollen wir meist nicht mehr viel wissen, sobald wir die letzte Prüfung glücklich hinter uns haben. Vor allem wollen wir nicht mehr lernen *müssen*: schon, wenn uns einer im Scherz examiniert, wird uns ungemütlich zu Sinne und . . . werden *wir* ungemütlich. Und trotzdem lernen wir Erwachsenen Tag für Tag. Wie machen wir es? Wer niemals darüber nachgedacht hat, wird erstaunt sein, aber wer sich einmal ehrlich selbst beobachtet, wird mir recht geben: wir kehren am allerliebsten, und ohne das geringste Gefühl der Beschämung, *zu den Gewohnheiten des Kleinkindes zurück!* Je nach unserem Temperament und nach unseren Geistesgaben lernen wir, indem wir unsere Lebenserfahrungen Schritt für Schritt erweitern. Und ist's uns mal so gegangen wie dem Einjahrskind, das mit den Händchen nach dem Feuer gegriffen und sich tüchtig die Finger verbrannt hat, dann nicken wir in neuer Selbsterkenntnis: man wird so alt wie eine Kuh und lernt doch immer was dazu . . .

Können wir uns denn nicht auch damit zufrieden geben, daß ein jeder in der Schule des Lebens seine Lektion bekommt, und es dem Einzelnen überlassen, wieviel er dabei lernt? Nein, das können wir nicht. Zu viel hängt davon ab für andere, für die ganze Volksgemeinschaft, daß gewisse wichtige Dinge (Verkehrsregeln, Richtlinien der neuen Wirtschaftsführung usw.) von *jedem* noch gelernt werden. Daß mit erwachsenen Leuten schwer umgehen ist, das wissen



Nach dem Vortrag wollen wir einmal schmecken, denkt der Reichsorganisationsleiter und läßt sich die Probe geben



Erwachsenen

Aufnahmen von W. Wauer

nicht nur die Kinder; auch die Erwachsenen selber haben das schon herausgefunden. Und die Klugen haben es schon lange erkannt: sie kommen immer noch am weitesten, wenn sie nach den Grundsätzen der modernen Kleinkind-Pädagogik verfahren. Das heißt: Vater und Mutter müssen s p i e l e n d lernen, worüber Hans und Grete in der Schule lange Aufsätze schreiben. (Denn mit den Aufsätzen würden Vati und Mutti elend steckenbleiben.) Was nun aber für die Drei- und Vierjährigen das Bilderbuch, das ist für die Siebzehn- bis Einundsiebzigjährigen die Ausstellung. An jedem Stand blättert eine neue Seite um! Und wenn uns die lieben Geschwister aus der großen Volksfamilie nicht mit ihrem Lerneifer wegdrängeln, dürfen wir gucken, solange wir Lust haben, und dürfen allerlei Nützliches mitnehmen, wenn wir möchten, teils umsonst, teils gegen entsprechende Bezahlung. Und genau wie unseren Kleinen imponiert uns Großen das bewegliche Ding am meisten. Und noch viel schöner, lehrreicher und verlockender als die allerschönsten beweglichen Schaubilder ist der „richtige" Betrieb in voller Tätigkeit. Wem daran liegt, erwachsene Männer und vor allem Frauen zu belehren, ob nun aus eigenem Geschäftsinteresse oder im Interesse der Volksgemeinschaft, hat aus dieser Tatsache die Folgerung gezogen. Man erzählt uns nicht mehr eine schöne Geschichte von einem neuen Kochtopf und einer sparsamen Waschmaschine, man zeigt auch nicht nur wunderbare Bilder und verteilt Proben von Puddingpulvern oder Waschmitteln unter die Ungläubigen; nein, man läßt auf dem freien Markt oder in der Ausstellungshalle, im

Laden oder im eigenen Vorführungsraum die neuen, angepriesenen Geräte vor unseren Augen arbeiten, die herrlichen Erzeugnisse vor unseren Augen entstehen oder verarbeitet werden. Wir werden zu nichts gezwungen, nein! Aber wir sind freundlich eingeladen, zuzusehen. Es kostet auch kein Schulgeld, höchstens ein paar Eintrittsgroschen für alle Wunder zusammen. Wir werden nicht gefragt wie Schüler, aber wir dürfen selber fragen wie im dollsten Fragealter. Wenn's irgend möglich ist, dürfen wir auch zufassen, befühlen und beschmecken. Und wir großen Kinder sind wild begeistert. Wer schon ein bißchen klüger geworden ist, läßt sich nur noch von den wirklich wertvollen Dingen imponieren, und wer es kann, führt die dann auch bei sich daheim ein. Wem es ernst ist, der hört sich die vielen freundlichen Ratschläge auch nicht nur an, er denkt darüber nach und schreibt sie sich hinter die Ohren!

Bleibt noch ein Wort zu sagen von den „Lehrern", die sich mit so viel Geschick an unsere Neugier (den Urtrieb der Wißbegier) wenden und die sich mit so viel Geduld von uns ausfragen lassen. Diese Lehrer — sie sind wirklich unsere Lehrer, wir merken's nur nicht im Vorbeigehen — sind, wenn sie ihre Sache verstehen, vor allem Meister des Worts, Kenner der menschlichen Seele und, nicht zuletzt! Leute mit Humor. Eine besondere Rolle unter ihnen spielen die Frauen, die auch von Beruf Fachlehrerinnen (Gewerbelehrerinnen) sind und sich, im Dienste der deutschen Energiewirtschaft (Elektrizität, Gas) oder der Bestrebungen des Reichsnährstands (Werbung für Seefische usw.) ihre ersten pädagogischen Sporen verdienen: an den erwachsenen Kleinkindern, die sich um ihre Vorführungen drängen.

Gedanken einer Ärztin zur Einschulung

Von Dr. Gertrud Soeken

Initiale von E. Pahlitzsch

Nur wenige Wochen noch, dann ist Ostern da, und unsere Sechsjährigen freuen sich auf den Tag, da sie endlich in die Schule gehen dürfen. Manche Eltern werden sich Gedanken machen, ob ihre Kinder den Anforderungen der Schule auch genügen werden. Was muß nun die Schule von ihren kleinen ABC-Schützen verlangen, wenn es eine fröhliche und erfolgreiche Arbeit werden soll?

Zunächst einmal müssen sie körperlich gut entwickelt sein. Die Schule verlangt stundenlanges Stillsitzen, Mitarbeiten, Umstellung des ganzen Lebensinhaltes und sehr oft auch der Tageseinteilung der Kleinen, die bisher in den Tag hineingelebt haben und nur Spielen und keine wesentlichen Pflichten kannten.

Ein Schulanfänger soll ungefähr 110 Zentimeter groß sein und 20 Kilo wiegen. Wer wesentlich darunter bleibt, dürfte den Anforderungen der Schule schon körperlich schwer gewachsen sein und sollte lieber noch ein Jahr warten, wenn der Schularzt dazu rät. Daß ernstliche körperliche Leiden sehr oft eine Verschiebung des Schulbeginns notwendig machen, ist wohl selbstverständlich.

Der Schulbesuch bedeutet für die meisten Kinder die erste regelmäßige Trennung vom Elternhaus und besonders von der Mutter. Das ist für manchen eine harte Sache und es kommt erst jetzt der Mangel an Selbständigkeit zu Tage. Jeder Lehrer kennt die kleinen Unglücklichen, die weinend auf der Bank sitzen und die Schule als unfreundlichen Eingriff in die enge Verbundenheit zwischen Mutter und Kind auffassen. Deshalb macht Eure Kinder selbständig, damit sie diese Schwierigkeit im Schulanfang leicht überwinden!

Wer lesen und schreiben lernen will, muß seine Muttersprache beherrschen. Wir verlangen nicht, daß grammatisch fehlerfrei gesprochen wird, Verwechslung der Fälle und der Artikel sowie der falsche Gebrauch seltener Worte kommt bei allen Schulanfängern vor. Die korrekte Aussprache jedoch ist eine wesentliche Vorbedingung für das Lesenlernen, da das geschriebene oder gedruckte Wort mit dem gehörten Wort verbunden werden muß. Kleinkinder pflegen zuerst in einer Art Telegrammstil zu sprechen. Sie lassen alle Beiworte fort und bringen die Hauptworte ohne Artikel, die Tätigkeitsworte unkonjugiert. Dieses Sprachstadium, in das noch kein grammatisches Verständnis eingegangen ist, muß vom Schulanfänger lange überwunden sein.

Wer lesen und schreiben lernen will, muß auch die Form der Buchstaben unterscheiden und richtig wiedererkennen können. Man kann das sehr leicht prüfen, indem man auf 3 Zentimeter große Kärtchen mit schwarzer Tusche große Buchstaben der Antiquaschrift schreibt und diese Kärtchen von dem Kind sortieren läßt, d. h., die gleichen Buchstaben, welche natürlich mehrfach vorhanden sein müssen, zusammenlegen läßt. Das normale Sechsjährige kann diese Aufgabe ohne weiteres erfüllen. Zugleich sehen wir bei der Ausführung dieser Aufgabe, wie das Kind sich zu einer neuen Arbeit stellt. Geht es zögernd heran oder sicher? Arbeitet es aufmerksam und sorgfältig oder läßt es sich durch jede Kleinigkeit ablenken und versucht immer wieder, mit der Umgebung Kontakt zu finden? Wir können uns aus dieser Beobachtung leicht ein Bild der Konzentrationsfähigkeit und der Arbeitsweise des Kindes machen. Gerade die Konzentrationsfähigkeit ist eine besonders wichtige Voraussetzung für die Arbeit in der Schule. Gut begabte Kinder erreichen oft in der Schule nur wenig und ent-

täuschen die erwartungsvollen Eltern, weil sie leicht ablenkbar sind und dadurch die Auffassung des Lehrstoffes erschweren.

Die Konzentrationsfähigkeit entwickelt sich langsam vom Kleinkind bis weit in das Schulalter hinein und hat ungefähr mit 12—14 Jahren ihren Höhepunkt erreicht. Verzögerungen dieser Entwicklung sind ziemlich häufig und allen Lehrern bekannt. Sie beruhen ja sicher zum großen Teil auf erblicher Anlage, können jedoch durch eine richtige Erziehung gefördert und gehemmt werden. Man muß schon bei Kleinkindern das dauernde Wechseln des Spielzeugs bekämpfen und ein Kind immer dazu anhalten, daß eine Arbeit oder ein Spiel, welches man angefangen hat, auch beendet werden muß. Viele Erwachsene machen den großen Fehler, ein Kind aus Spiel und Beschäftigung nach ihren eigenen Plänen herauszureißen. Das Kind bekommt so nicht das Erlebnis einer abgeschlossenen Tätigkeit und die damit verbundene Freude.

Zum Rechnen brauchen wir eine bestimmte Zahlvorstellung, über die sich die Eltern am häufigsten täuschen. Viele Mütter sind stolz, wenn ihre Dreijährigen „schon bis zehn zählen können". In den allermeisten Fällen hat das Kind allein durch Hören die Zahlenreihe auswendig gelernt und verbindet keine Vorstellung von Mengenunterschieden damit. Wenn wir Schulanfänger z. B. Stäbchen zählen lassen, und an Hand der Stäbchen leichte Zusammenzählaufgaben ausführen, so reicht das wirkliche Zahlvorstellungsvermögen ungefähr bis 4 oder 5, darüber hinaus wird mechanisch abgezählt, was leicht aus dem Benehmen des Kindes während der Aufgabe zu erschließen ist. Sage ich zu dem Kinde: „Gib mir drei Stäbchen!", so übersieht das normale Sechsjährige sofort drei Stück und braucht sie nicht mehr abzuzählen, während das zurückgebliebene Kind, das vielleicht auch schon zählen kann, die Stäbchen nacheinander abzählt.

Ueber die hier genannten wichtigsten Fähigkeiten hinaus wäre natürlich noch einiges zu bringen. So sollen Farben unterschieden werden, ein Bild muß verstanden und erklärt werden können, ein Märchen muß erzählt werden können u. a. m. Jedes Kleinkind lernt einmal Verschen, und jede Mutter weiß, ob das Lernen schnell oder langsam geht.

Das Versagen auf irgend einem dieser Gebiete pflegt besonders im 1. Schuljahr den Unterricht sehr zu erschweren. Es trägt dazu bei, daß dem Kind die Freude am Lernen und an der Schule überhaupt verdorben wird. Es ist deshalb sehr oft im Interesse des Kindes, wenn der Schulbeginn um ein Jahr verschoben wird und in diesem Jahr durch Schulkindergarten oder ähnliches die Entwicklung weitergefördert wird. Um so größer wird der Erfolg später sein.

Leichter Anfang

Man sagt, das sei der erste große Schmerz im Zusammenleben von Mutter und Kind, die erste einschneidende Trennung: wenn das Kind zur Schule kommt.

Sicher, wenn man es diesen ersten Gang zur Schule gebracht hat und in die Klasse geleitet, und dann schließlich der Augenblick kommt, da die Lehrerin sagt: „Nun alle Mütter heraus!", dann ist das eine ungemütliche Sache. Da sitzt nun das Küken mitten drin in einer fremden Welt, zum ersten Mal allein unter soviel fremden Menschen. Es wirft der hinausgehenden Mutter einen ängstlichen Blick nach, und der Mutter ist einen Herzschlag lang oder zwei nicht anders zu Mut, als müsse sie ihr Kind schutzlos fremden Gewalten überlassen, von denen sie nicht weiß, wie das Kind mit ihnen fertig werden wird. Es ist ja noch so klein.

Aber nach ein paar Tagen schon zeigt es sich, daß das Küken der neuen fremden Welt ganz gut gewachsen ist. Nach drei Tagen ist es bereits unter der Würde, noch zur Schule gebracht zu werden. Man geht allein oder mit der Anneliese oder Renate, — Renate ist schrecklich nett, Mutti, — und die Lehrerin, die ist nicht nur schrecklich nett, die ist „überhaupt zu nett"! Was das Arbeiten angeht, so überanstrengt man sich vorläufig auch noch nicht. Man gewöhnt sich erst einmal langsam an das Stillsitzen-müssen und das Stille-sein in den Stunden. Die vierzig kleinen Mädchen, die da zusammen in einem Raum sind, haben sich ja entsetzlich viel Wichtiges zu erzählen und miteinander zu gickern. Wer es nicht erlebt hat, der macht sich keinen Begriff davon, was sie für einen Spektakel machen!

So ist also alles wunderschön. Ein ganz neuer Lebensabschnitt, der da anfängt für Mutter und Kind. Dabei ist es ganz gleich, ob es nun das erste Kind ist, das diesen Abschnitt erreicht hat oder das zweite oder dritte. Kinder, die ältere Geschwister haben, sehnen den Zeitpunkt des Schulanfangs besonders herbei. Mit welchem Hochgefühl wird täglich der Ranzen umgeschnallt. Gottseidank, nun ist man doch nicht mehr himmelweit von dem großen Bruder entfernt, der schon zwei Jahre zur Schule geht. Zwei Jahre lang hat man bewundernd zusehen müssen, wenn er sich am Morgen mit kühnem Schwung die Mappe auf den Rücken warf. Und nachmittags mußte man leise sein, wenn er Schularbeiten machte. Oho, jetzt muß er auch leise sein, wenn man selbst Schularbeiten macht. Der Triumph! Und doppelt schön ist das alles, wenn nicht nur ein großer Bruder da ist, zu dem man nun mit Rekordgeschwindigkeit aufrückt, sondern noch ein kleineres Brüderchen oder Schwesterchen, dem man nun gerade so ungeheuer imponiert, wie einem vor ganz kurzem noch selbst so ein Schulkind imponiert hat. Ob das alles nun nicht einfach großartig ist!! Ganz davon zu schweigen, was man alles lernt. Daß man schreiben lernt und der Mutti bald Briefe schreiben kann. Daß man lesen lernt, so daß bald die Inge der Mutti vorlesen kann statt umgekehrt. Es macht ja auch soviel Spaß, in der Fibel zu lesen mit den schönen bunten Bildern. Und wenn man nach Hause kommt, hat man immer so viel zu erzählen. Was die Grete gesagt hat und die Gerda gemacht, und daß sie alle miteinander, alle vierzig, so furchtbar gelacht haben, weil Anneliese aus Versehen den Spucknapf umgeworfen hat. I gitt, denk doch bloß mal, Mutti!! Und Mutti, du mußt dir erst mal mein Heft ansehen, ich habe heute so schön geschrieben!

Nein, Mutti, deine Angst war umsonst. Schule, das heißt nicht Trennung. Schule, das ist nur wieder ein neues Band. Ein Band, das neu geknotet werden will, mit Liebe geknotet und Verständnis — so es halten soll. Ein Band, das nicht mehr nur Spiel heißt, sondern das schon der Anfang ist zu einem wirklichen festen ernsthaften Bündnis, zu dem es gemeinsames Arbeiten, gemeinsames Ueberwinden kleiner und auch größerer Schwierigkeiten, wie sie die Schule mit sich bringt, werden lassen. Freilich: Mitgehen heißt es. Schritt für Schritt. Innerlich mitgehen, — die kleinen und die großen Schritte, die leichten und die schweren. Und darum soll er auch nicht unterschätzt werden, dieser erste kleine — große Schritt.

Paula König.

Was können unsere Kinder werden?

Der Maler und Lackierer

Von Dr. H. Hajek

Aufnahmen Archiv des Reichsinnungsverbandes des Malerhandwerks

Man kann nicht sagen, daß der Maler vom Hauswirt, vom Geschäftsinhaber und von der Hausfrau sehr gerne gesehen wird, wenn er im Frühjahr mit seinen Schönheitsreparaturen beginnt. Denn zu allererst erzeugt er eine Menge Dreck in der Wohnung und im Laden. Graue Staubwolken, Kalk- und Gipsflecke, Farbspritzer bezeichnen als deutliche Spuren den Fortschritt seiner Arbeit; die Möbel müssen mit Tüchern verhängt oder von einem Zimmer ins andere gerettet werden, es ist also überall schrecklich ungemütlich. Und niemand, der den Einbruch des Malers in den Frieden einer ordentlichen Wohnung, in die peinliche Sauberkeit eines zeitgemäßen Verkaufsraums miterlebt, wird sich darüber im Unklaren sein, daß man den Meister mitsamt seinen Gesellen und Lehrlingen so rasch als möglich zum Teufel wünscht. Haben die Maler dann alles schön gemacht, sind die Gerüste, die bekleckten Böcke und Bretter weggeräumt und die warnenden Zettel „Vorsicht! Frisch gestrichen!" als überflüssig wieder beseitigt, *dann* freilich freut man sich der Verschönerung und der neuen frischen Farben. Vorausgesetzt, daß der Meister und seine Helfer solide Arbeit gemacht haben.

Der Maler und Lackierer muß es also für sein Berufsschicksal nehmen, ein zwar gerufener, aber trotzdem unwillkommener Gast zu sein; er darf darunter nicht leiden. Ja, wenn er ein fröhlicher, verständiger Kerl ist, kann er sich wie seinen Auftraggebern die unangenehmen Uebergangstage sehr erleichtern. Und er kann selbst die mißtrauischste Hausfrau versöhnlich stimmen, wenn er den Schmutz auf das wirklich Notwendige zu beschränken trachtet und für die Schonung der Einrichtungsgegenstände entsprechende Vorsorge trifft. Umgängliche Menschen werden also, die gleiche Tüchtigkeit und Erfahrung vorausgesetzt, besser zum Maler taugen als unfreundliche Brummbären. Arbeitsfreude und frischer Schaffensdrang empfehlen sich durch sich selbst. Schon beim Lehrling; denn Meister und Altgeselle können nicht immer hinter ihm stehen und ihn antreiben. Ein Großteil der Arbeit vollzieht sich nicht in der Werkstatt, und eben weil der Meister auch die Verantwortung für die Lehrlingsarbeit tragen muß, wird er zwischen dem Verläßlichen und dem Oberflächlichen unter seinen Mitarbeitern bald zu unterscheiden wissen. Nur der Lehrling, der mit Freude und echtem Interesse lernt, wird es zu etwas bringen. Er muß sich von vornherein als Handwerker fühlen und stolz auf diesen Beruf sein, der so viel Schönheitswerte schaffen kann, der dem Besitztum des Einzelnen und des Volks so viel erhält. Das Malerhandwerk hat ja vor anderen den Vorteil, mit keiner industriellen Massenerzeugung konkurrieren zu müssen: es kann in seinen einfachsten Leistungen wie in denen, die schon ins Kunsthandwerk und in die angewandte Kunst übergehen (wie die Dekorations-, die Schilder- und die Theatermalerei), überall persönliche und selbstverantwortliche Arbeit tun.

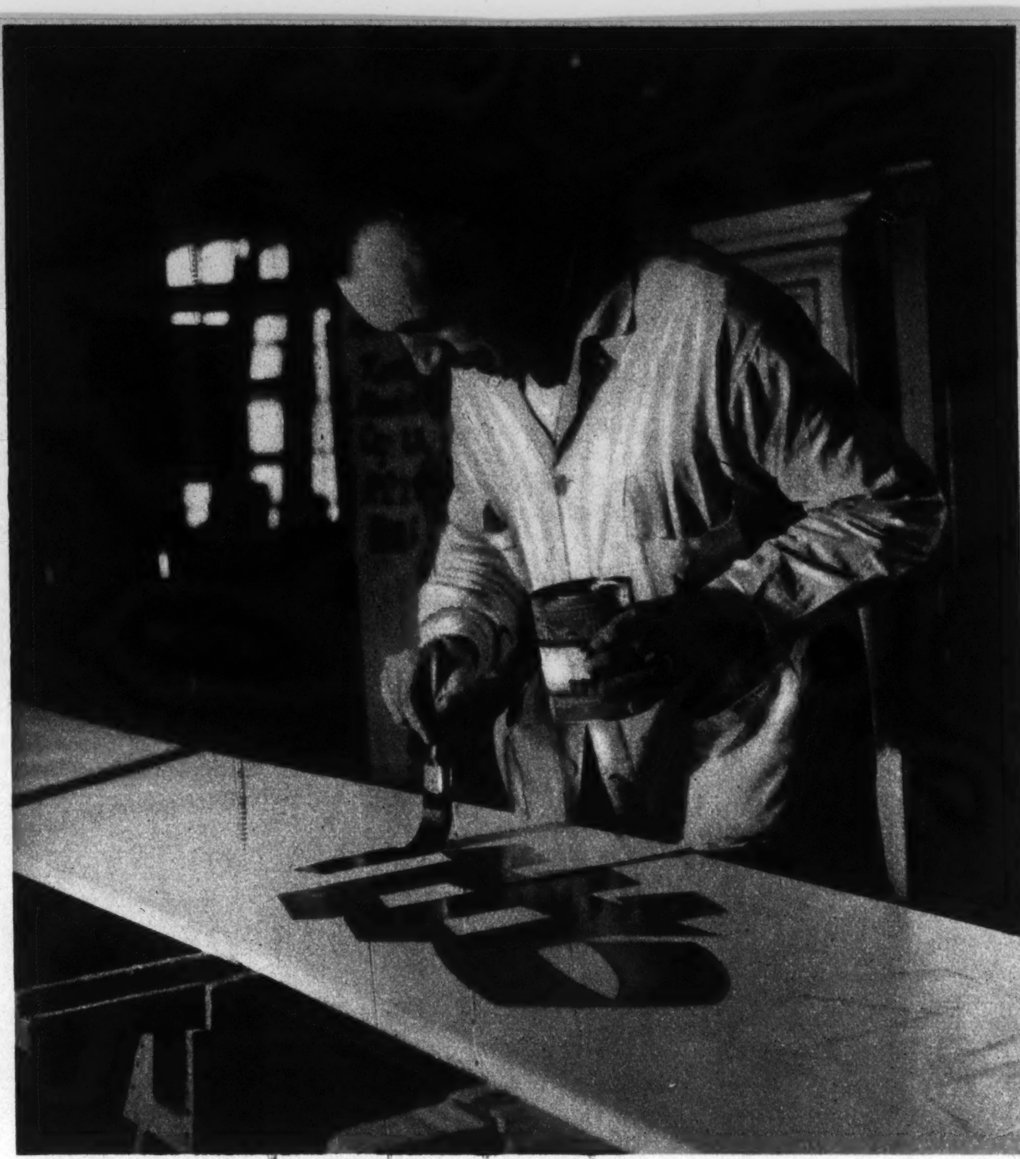
Der künftige Malerlehrling bedarf keiner großen körperlichen Kräfte, wenn er auch allerdings nicht geradezu schwächlich sein darf. Eine gute Gesundheit muß er schon haben. Wegen des häufigen Arbeitens auf mehr oder weniger hohen Gerüsten ist Schwindelfreiheit Voraussetzung, weil sie sich *nicht* durch Uebung erwerben läßt. Aus gleichen Gründen sind kleinere, wendige Leute lieber gesehen als große und schwerfällige. Die Notwendigkeit malerischer oder zeichnerischer Begabung wird vielleicht, wenigstens vom Laien, überschätzt. Es genügt durchaus, wenn der junge Lehrling ein gutes Farben- und Formengefühl aufweist. Daß er für den Malerberuf

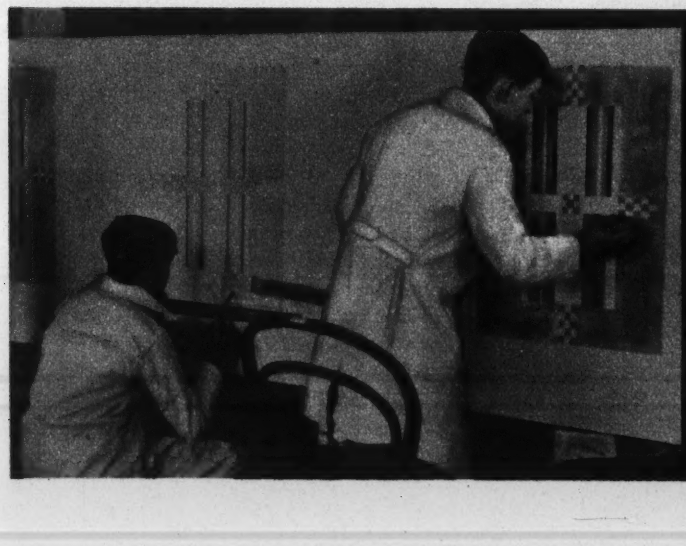
nicht farbenblind sein darf, ist ja selbstverständlich. Wichtig ist sein Sinn für Schönheit, Sauberkeit und Ordnung, der Drang, solche Schönheit und Freudigkeit, solche Nettigkeit und Reinlichkeit auch um sich herum zu verbreiten. Schließlich wird eine gewisse praktische Handfertigkeit eine gute Vorbereitung für den neuen Beruf sein.

Die Maler und Lackierer wehren sich heute mit Recht dagegen, als bloße „Anstreicher" gering geschätzt zu werden. War für dieses Handwerk schon früher eine ausgebreitete Werkstoffkenntnis und eine ständig gepflegte Erfahrung in den einzelnen Techniken nötig, um auf der Höhe zu bleiben, so ist das heute in sehr verstärktem Maße der Fall. Die Umstellung auf heimische Rohstoffe im Sinne des Vierjahresplans, die Einführung immer neuer Farben, Bindemittel, Lacke usw. verlangt einen tüchtigen Kopf, der am Probieren Freude hat. Wenn ein Meister von seinem Lehrling in erster Linie verlangt, daß er ein „pfiffiger Kerl" sei, so drückt das die gleiche Forderung sehr deutlich aus. Der Junge muß vom ersten Tage an das Bestreben haben, sich die nötigen Kenntnisse, Erfahrungen und Fertigkeiten anzueignen; er darf nicht auf die Belehrung durch den Meister warten. Junge Leute mit „Künstlerdünkel" sind gewöhnlich sehr enttäuscht, wenn sie die notwendigen schmutzigen Vorarbeiten machen sollen; sie haben sich den Beruf „schöner" vorgestellt. Scheu vor Dreck und Wasser ist also ein schlechtes Vorzeichen für den zukünftigen Maler!

Die Aussichten für einen tüchtigen Fachmann des Malerhandwerks sind nicht schlecht. Denn die Aufgaben sind sehr vielfältige. Sie gehen auf eine neue, gesunde Wohnkultur, auf die Erziehung des Volkes zu einem neuen Farb- und Raumgefühl, auf die Entwicklung zeitgemäßer Schmuckformen. Aber sie gehen nicht weniger auf die Erhaltung und den Schutz unserer Baustoffe gegenüber den Unbilden der Witterungseinflüsse, der Rauch- und Industriegas-Wirkungen, der Schädigung durch Sonnenlicht, Staub und pflanzlich-tierische Feinde. Ein heute äußerst wichtiges volkswirtschaftliches Kapitel im Rahmen der großen, alle Lebensbereiche umspannenden Aktion „Kampf dem Verderb". Drittens dient das Malerhandwerk seit langem auch hygienischen Zwecken: mit der Beseitigung des unappetitlichen Schmutzes sollen auch anhängende Krankheitskeime sicher vernichtet werden. Es war kein Luxus unserer ländlichen Ahnen, daß sie Jahr für Jahr im Frühling die Stuben und die Küche weißten und den Hausanstrich erneuerten! — Freilich ist aus dieser Zeit dem Malerhandwerk das Merkmal des „Saisonberufs" anhaften geblieben: nach der sommerlichen Hochflut der Maler- und Anstricharbeit gibt es auch heute noch im Winter viel stille Wochen. Planmäßige Arbeitslenkung des Einzelnen und erst recht der Volksgemeinschaft, ausgeübt durch die zuständigen Stellen der Deutschen Arbeitsfront und die Einrichtungen des Vierjahresplans, wird hier manches ausgleichen können. Es ist durchaus möglich, eine große Anzahl von einschlägigen Arbeiten auch im Winter zu verrichten!

Für den Lehrling des in so vielfältige Tätigkeiten ausmündenden Malerhandwerks ist eine gründliche, allseitige Ausbildung besonders wichtig. Daher schreibt der Reichsinnungsverband des Malerhandwerks die vierjährige Lehr-





zeit vor, wenn auch die einzelnen Innungen aus wirtschaftlichen und sozialen Gründen oft noch bei drei oder dreieinhalb Jahren es bewenden lassen. Der Reichsinnungsverband hat auch Grundforderungen für die wichtigen Fähigkeiten und Kenntnisse des Malers aufgestellt, die bei Gesellen- und Meisterprüfungen als Maßstäbe dienen. So wird verhindert, daß ein Lehrling eine wichtige Arbeitstechnik, die Behandlung eines wichtigen Werkstoffs „zufällig" nicht beherrschen lernt, weil sie im Betriebe seines Meisters keine Rolle spielen und weil sein Meister eben auch keine Ahnung davon hat. — Von der gesunden und tragfähigen Grundlage einer so soliden Handwerkslehre mag sich dann der junge Geselle und der angehende Meister durch die reiche Fachpresse, durch Fortbildungskurse und nicht zuletzt durch die vorhandenen ausgezeichneten Fachschulen in der für ihn angemessenen Richtung weiter schulen.

Wie wird man Maler u. Lackierer?

Durch die Berufsberatung und die Eignungsprüfung der Innung wird der neue Lehrling an seine Lehrstelle geleitet, die er (wie schon gesagt) drei bis vier Jahre innehat. Daneben ergänzt die Berufsschule die Ausbildung. Großer Wert wird — mit Recht — auf die Zwischenprüfungen gelegt, die den fachlichen Fortschritt des Lehrlings innerhalb der Lehrzeit kontrollieren. Die praktische und theoretische Gesellenprüfung schließt die Lehrzeit ab. Nach mehreren Gesellenjahren und weiterer Vervollkommnung folgt die Meisterprüfung, die die Voraussetzung für selbständige Berufsausübung ist. Meister von Zwergbetrieben sucht man heute wieder ins Gesellenverhältnis zurückzuführen, weil sie da oft viel reichere Arbeitsmöglichkeiten und einen verhältnismäßig sicheren Verdienst haben.

Streiflichter aus der Berufsberatung

Gedanken zur Berufswahl

Er will arbeiten

Wenige Wochen trennen uns noch von dem Schulschluß. Die Arbeiten auf der Berufsberatung sind in vollem Gange. Täglich besuchen Hunderte von Jugendlichen beiderlei Geschlechts die Berufsberatungsstelle, um den richtigen Weg ins Leben, das Glück zu finden. So schön die Arbeit des Berufsberaters ist, ebenso schwer und verantwortungsvoll ist sie. Die Berufsberatung muß im neuen Staate mit einer Reihe von Anschauungen und Gedanken kämpfen und aufräumen, die noch aus der früheren marxistisch-liberalistischen Zeit übernommen sind. Viel zu sehr wird der Beruf immer noch als Wirtschafts- und Gesellschaftsbegriff von den Eltern und Jugendlichen angesehen. Adolf Hitler hat über die Wertung des Berufes die grundlegenden Worte geschrieben: „Der nationalsozialistische Staat wird grundsätzlich den einzelnen Menschen nicht nach der Art seiner Arbeit, sondern nach Form und Güte der Leistung zu bewerten haben. Dies mag einer Zeit ungeheuerlich erscheinen, welcher der geistlose Kolonnenschreiber nur deshalb, weil er mit der Feder arbeitet, mehr gilt, als der intelligente Feinmechaniker. Der jetzige unnatürliche Zustand beruht eben auf den allgemeinen Krankheitserscheinungen unserer vermaterialisierten Zeit." Eine der wichtigen Aufgaben der Berufsberatung ist somit

die Veredelung des Berufsgedankens

bei Jugendlichen und Eltern; die Erziehung zu einer verpflichtenden Berufsauffassung, die nicht in den Fragen gipfelt: „Wie komme ich am raschesten vorwärts?, wie muß ich mich am wenigsten anstrengen?" sondern zu der Ueberlegung führt: „Wie diene ich auf meine besondere Weise am zweckmäßigsten der Gesamtheit des Volkes?" Es muß bei jedem Jugendlichen, wenn er den ersten Schritt in die Werkstatt zu seinem Arbeitsplatz tut, ein großer Entschluß vorhanden sein, das Kleinste zu tun, als ob es das Größte wäre. Er wird dann im späteren Leben das Größte tun, als ob es das Kleinste wäre. Deutschland braucht ein stahlhartes Geschlecht zum friedlichen Kampfe der Arbeit.

Aus dem reichen Erfahrungsschatz des Berufsberaters sollen die folgenden Kurzberichte den Eltern und Jugendlichen die sittliche Notwendigkeit einer geordneten Berufswahl vor Augen führen.

Dr. Hauck.

Mit Stift und Pinsel

Die Arbeit der Graphikerin

Unter den Frauen, die zeichnen und malen können, sind nur ganz wenige, die ohne eine zweckhafte Bindung als reine Künstlerinnen schaffen, denn es gehört eine überragende Begabung dazu, und meist auch ein wirtschaftlicher Rückhalt, um sich auf diese Weise eine Existenz aufzubauen. Im Dienst der Mode und der Presse, vor allem aber als Gebrauchsgraphikerin bieten sich dagegen unendlich viele Möglichkeiten, das künstlerische Können auch für den Alltag auszuwerten, an der kulturellen Gestaltung unseres Lebens mitzuarbeiten, und dabei zugleich auch den eigenen Lebensunterhalt zu verdienen. Nehmen Sie einen Kalender zur Hand, der mit Sprüchen, Zeichnungen und Bildern ausgestattet ist, oder ein wertvolles Buch mit hübschem Einband, mit Initialen zum Kapitelanfang, mit verzierenden Leisten (Vignetten) oder illustrierenden Zeichnungen, überall stoßen Sie auf die Arbeit des Graphikers oder der Graphikerin. Die Packung unserer Zigaretten, den Schriftsatz des Werbetextes: wer hat beides entworfen und dem Drucker angegeben? An der Litfaßsäule und im Schaufenster, in allen Bahnen und in allen Gaststätten wirkt der Graphiker durch das Plakat auf unseren Sinn für Form und Farbe. Jede etwas größere Firma läßt ihre Prospekte und Kataloge, den Kopf ihres Briefpapiers und die Etiketten auf ihren Waren von einem Gebrauchsgraphiker entwerfen. Es ist uns gar nicht bewußt, wie sehr die Arbeit dieses Berufsstandes heute unser tägliches Leben durchdringt, wieviel bildhafte Eindrücke wir durch sie empfangen. Die immer wachsende Bedeutung der Reklame, die den werbenden Text durch ansprechende Schrift, durch Zeichnung oder farbiges Bild ergänzt, hat für die sogenannte angewandte Graphik ein weites, unbegrenztes Betätigungsfeld eröffnet. Daneben bildet die Schriftkunst noch ein Gebiet für sich, ein Gebiet, das der Frau ganz besonders liegt. „Es gibt keine schönere weibliche Hand-

Aufnahme Atlantic-Photo

arbeit als Schriftschreiben" sagt die bekannte Graphikerin Margarete Grosser, und die erste Autorität für Schrift ist in Deutschland eine Frau: Professor Anna Simons.

Schon die Beherrschung der Schriftgraphik erfordert neben dem eingehenden Studium der Schriftzeichen und ihrer künstlerischen Gestaltung eine Beschäftigung mit den verschiedenen Drucktechniken, denn nur selten wird heute noch wie in den mittelalterlichen Klöstern auf Pergament geschrieben, etwa bei Widmungen und einmaligen Geschenkgaben. Die Graphikerin, die das farbige Inserat oder Plakat entwirft, muß erst recht mit den verschiedenen Vervielfältigungsmethoden Bescheid wissen, mit Kupfertiefdruck und Offset, aber auch mit Linoleum- und Holzschnitt, mit Radierung und Steindruck. Die sichere Beherrschung der Technik erwirbt man natürlich am besten in der dreijährigen Druckerlehre, geht man aber direkt den Weg der künstlerischen Ausbildung, so wird man sich in der Berufspraxis immer wieder darum bemühen müssen, seine Kenntnisse und seine Erfahrung auf dem Gebiet der technischen Ausführung zu erweitern und zu vervollkommnen.

Freilich geben die staatlichen Kunstakademien und die privaten Kunstschulen in eigenen Werkstätten und durch Besichtigungen großer Druckereien auch eine Einführung in die wichtigsten graphischen Techniken.

Das Schwergewicht der Ausbildung liegt aber auf der Entwicklung und Schulung der künstlerischen Gestaltungskräfte. Wer sich der Schriftgraphik zuwenden will, wird dabei mehr Wert auf Zeichnen, speziell auf Schriftzeichnen legen, während zur Vorbereitung auf das Buchillustrieren und Plakatentwerfen die malerische Ausbildung wichtiger ist. Wie lange diese künstlerische Ausbildung dauert, darüber gibt es keine zwingenden Vorschriften. Die Leistung ist entscheidend! Sie wird geprüft, wenn der junge Mensch um Aufnahme in die Kunstschule sich bewirbt, und von ihr hängt es ab, wann er — vielleicht empfohlen von seinen Lehrern — den ersten Auftrag erhält oder sich erfolgreich um eine Stellung in der Industrie bewerben kann. Im Grunde hört die Ausbildung aber nie auf, denn wie jeder Künstler, so muß auch die Graphikerin immer für sich weiter arbeiten, damit sie nicht erstarrt, einseitig wird und unschöpferisch.

Die Gebrauchsgraphikerin steht also zunächst vor der Entscheidung für eins der verschiedenen Arbeitsgebiete, sie wird aber nach Beendigung der Ausbildung, für die man im Durchschnitt zwei bis drei Jahre rechnet, vor der weiteren Frage stehen, ob sie im freien Beruf in eigener Werkstatt für verschiedene Auftraggeber arbeiten will oder ob sie Anstellung in einem großen Verlag oder bei der Werbeabteilung einer großen Firma suchen soll. Große Unternehmungen gehen immer mehr dazu über, sich eigene Graphiker anzustellen, die vom Briefkopf angefangen alles zu entwerfen haben, was die Firma graphisch braucht. Es ist erklärlich, daß die Frauen solche Anstellungen vielfach bevorzugen, während ihre männlichen Kollegen um jeden Preis selbständig bleiben möchten. Die Tätigkeit im Dienst eines Betriebs ist einseitiger, aber sie gewährt eine gewisse materielle Sicherheit; die freie Graphikerin muß wie alle selbständigen Frauen Mut und Ausdauer haben und Sicherheit im Auftreten, um sich im Daseinskampf durchzusetzen. Sie braucht in besonders hohem Maß psychologisches Verständnis und eine gewisse Anpassungsfähigkeit. Denn sie bekommt ja nicht nur sehr verschiedenartige Aufträge, sie hat auch mit sehr verschiedenartigen Menschen zu tun, und wenn sie mit ihren Arbeiten sich durchsetzen will, dann muß sie es verstehen, den kaufmännischen Werbeleiter einer Metallfirma ebenso zu überzeugen, wie den kunsthistorischen Mitarbeiter eines Verlages oder den Lehrer, der einen Kalender herausgibt.

Wenige aber entscheidende Voraussetzungen fordert der graphische Beruf von allen gleichermaßen: ein sehr gutes Auge, das zur Wahrnehmung kleinster Unterschiede fähig ist und zu anhaltender Naharbeit, eine unbedingt ruhige und sichere Hand, und — vor allem für die Schriftgraphik — die geduldige und liebevolle Versenkung in alle Feinheiten der Arbeit. Wer es in der Schriftgraphik vorwärts bringen will, der braucht außerdem auch ein bißchen wissenschaftliches Interesse für Schriftentwicklung und eine besinnliche Art, die das Schriftbild auf den Inhalt abzu-

stimmen versteht. Die Plakatzeichnerin oder -malerin dagegen braucht Sinn für Aktualität.

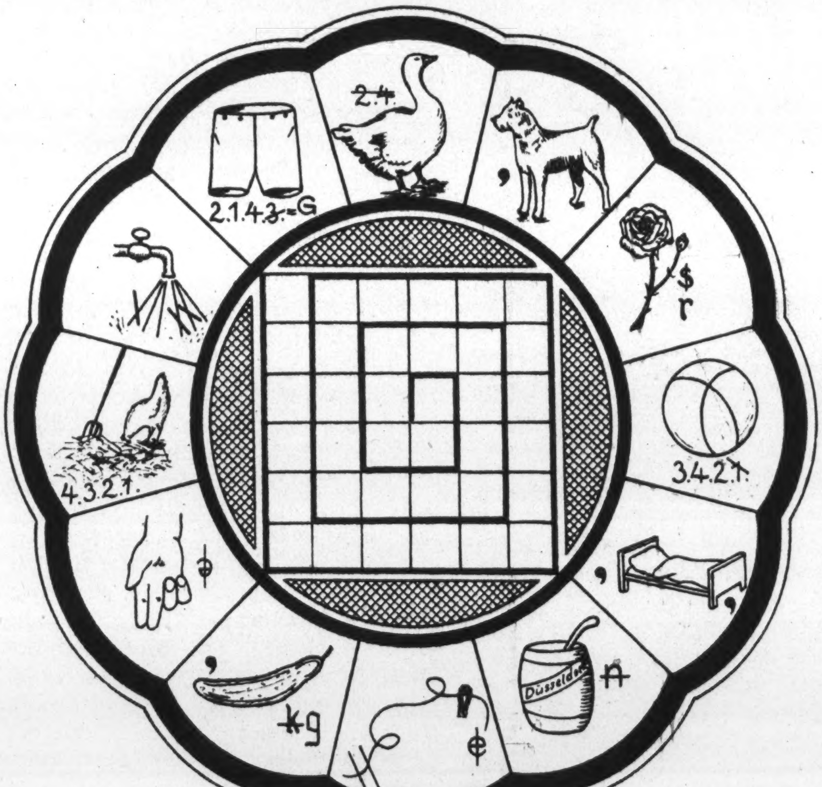
Der Grundsatz „freie Bahn dem Tüchtigen" gilt für die graphischen Berufe durchaus: über Handwerkslehre und berufliche Fachschule, kann die begabte Volksschülerin Anschluß an die Akademie finden; keine festen Lehrpläne, kein drohendes Examen beeinträchtigen die freie Entwicklung einer wirklichen Begabung. Auf der anderen Seite aber ist hier, wie in allen künstlerischen Berufen die Gefahr des Dilettantismus sehr groß. Manche Eltern wollen grundsätzlich nur ein paar Monate die Kosten für eine planmäßige Ausbildung bezahlen, oder der klingende Erfolg für einen ersten Entwurf verführt dazu, die Ausbildung vorzeitig abzubrechen und sein Heil weiter auf eigene Faust zu suchen. Zufallserfolge mögen eine Weile darüber wegtäuschen, daß der feste Grund für eine berufliche Existenz fehlt, dann aber beginnt ein mühsames Kämpfen um bescheidene Arbeit und die allernötigsten Mittel zum Lebensunterhalt, mit dem ein Absinken unweigerlich verbunden ist. Deshalb kann man den jungen, für den so reizvollen Beruf der Graphikerin begabten Mädels und ihren Eltern nicht dringend genug raten: unterwerft Euch auch ohne äußeren Zwang einer gründlichen und soliden künstlerischen und technischen Ausbildung, die allein auf die Dauer zu wirklicher Leistung befähigt und Freude und Erfolg verbürgt!

Gerda Simons.

Kurzweil am Feierabend

Bild-Schneckenrätsel

(Nachahmung verboten.)



Die aus den Bildern sich ergebenden Buchstaben werden fortlaufend in die Figur von außen nach innen eingetragen. Beim oberen Bild wird begonnen. Bei richtiger Lösung ergeben die Buchstaben in umgekehrter Reihenfolge, von innen nach außen gelesen, einen auch für die Erziehung bedeutsamen Spruch.

Die Fortsetzung des Romans: „Der Sohn der Furcht" sowie die Rätselauflösungen aus Heft 5 erscheinen im nächsten Heft.

Anekdoten

Der „alte Heim", wie man im Volksmunde den bekannten und beliebten Berliner Arzt nannte, wurde eines Tages zu einer Patientin gerufen, die stark unter Migräne litt. „Ach, Herr Geheimrat, ich wollte nur Ihren Rat, weiter nichts. Mir wurde nämlich empfohlen, eine Portion Sauerkraut auf den Kopf zu legen, wenn die Schmerzen eintreten. Was halten Sie davon?" Heim nickte ernsthaft. „Sehr gut, wirklich, sehr gut—aber vergessen Sie um Gottes willen nicht, auch eine Bratwurst oben drauf zu legen."

★

Heim saß mit einigen Freunden bei einem fidelen Abendschoppen und hatte des Guten einmal zuviel getan. Da wurde er dringend zu einer vornehmen Patientin gerufen. Ungern und etwas unsicher auf den Beinen folgte er dem Rufe. Die Patientin lag auf dem Sofa und jammerte fürchterlich. Dr. Heim suchte zunächst nach dem Puls. Als es ihm mißlang, richtig zu fühlen, murmelte er leise vor sich hin: „Vollständig besoffen!" Er meinte natürlich sich, die Baronin aber, die diese leisen Worte aufgefangen hatte, rief flehentlich: „Lieber, bester Herr Geheimrat, bitte, bitte, verraten Sie mich nicht."

★

Der große Arzt, Professor Dr. Rudolf Virchow, fragte einmal einen russischen Studenten, der das medizinische Staatsexamen bestehen wollte, indem er auf eine gewisse Partie des Brustkorbes eines Modells zeigte: „Was ist das?" „Dies? — Das Lebber, Herr Professor."

Virchow schnitt eine tötende Grimasse und erwiderte ernst: „Herr Kandidat, streuen Sie solche Sachen nicht aus! Erstens heißt es nicht d a s Lebber, sondern d i e Lebber — z w e i t e n s heißt es nicht die L e b b e r, sondern die L e b e r — d r i t t e n s ist es nicht die Leber, sondern die L u n g e! Sagen Sie, werden Sie sich das alles merken können?"

Professor Virchow hatte einst einen Kandidaten im Examen, der sich bisher wacker gehalten hatte. Auch die letzte Frage, welches Medikament er in dem und dem Falle geben würde, war von ihm richtig beantwortet worden. „Und wieviel davon?“ fragte Virchow. „Einen Eßlöffel voll“ erwiderte ohne Besinnen der Prüfling. Virchow sagte darauf nichts, sondern ging auf ein anderes Thema über. Da dämmerte dem Studenten, daß er sich arg vertan hätte. Er überdachte die Frage noch einmal, dann unterbrach er den Professor mit den Worten: „Verzeihung, Herr Professor, eben fällt mir ein, daß ich höchstens 15 Tropfen geben darf.“ — „Zu spät!“ entgegnete Virchow grollend, „der Patient ist bereits gestorben!“

*

Der englische Menschenfreund Lord Knutsfort, der die Verwaltung des Londoner Hauptkrankenhauses leitete, hatte infolge eines Reitunfalles den Geruchs- und Geschmackssinn verloren. Er erzählte einmal selbst davon: „Dieser Verlust hat seine Vor- und Nachteile. Ich kann z. B. nicht riechen, wenn das Gas ausströmt oder irgendwo etwas angebrannt ist. Auch kündet mir nur die innere Revolution an, ob das Ei, das ich gegessen habe, gut oder schlecht war. Nun, meine liebe Familie macht sich das zunutze. Wenn ein nicht ganz frisches Ei im Hause ist, dann kommt sicher einer und überreicht es mir mit liebevollem Lächeln: „Hier, Papa, ist etwas für dich zum Frühstück!“

So sind unsere Kleinen:

Klein-Karin spielt mit ihrer Puppenküche, braut aus kleinen Kuchenstückchen, Rosinen, Mehl und viel, sehr viel Flüssigkeit ein schmackhaftes Mahl. Immer wieder bittet sie die Mutter, ihr den kleinen Kochtopf mit Wasser zu füllen.

Schließlich wird es der zu viel: „Hör doch endlich auf damit, Karin, du machst mich mit deinem ewigen Wasser noch ganz verrückt!“

Eine kleine Weile geht es gut, dann kommt Karin wieder an: „Bitte, Mutti, noch zweimal mußt du verrückt werden, dann ist mein Süppchen fertig!“

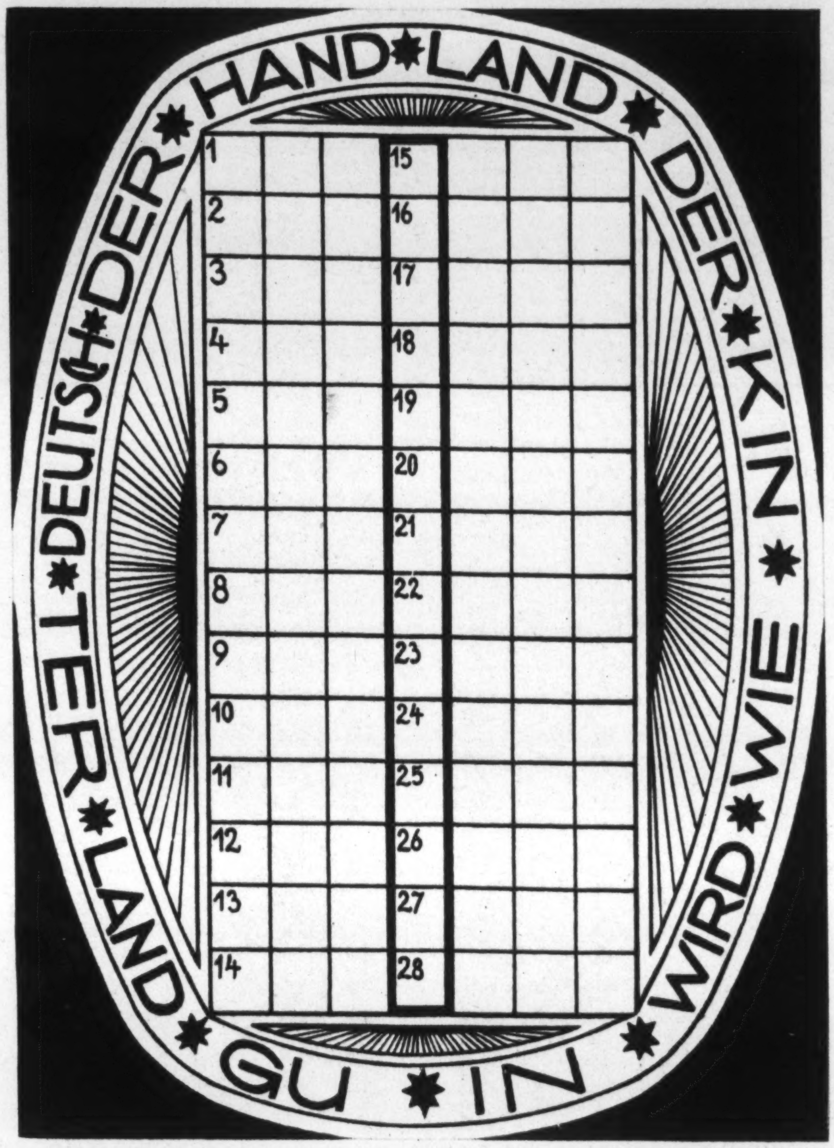
*

Hänschen sitzt über seinen Schulaufgaben. Er soll einen neuen Buchstaben schreiben lernen. Aber die Finger krampfen sich steif und schwerfällig um den Halter. Trotz allen Mühens kann Hänschen den gewünschten Bogen nicht formen. Die Mutter sitzt mit einer Handarbeit neben ihm und beobachtet ihn eine Weile. Als Hänschen dann hochatmend die Hand ruhen läßt, schreibt sie ihm zum wiederholten Male den Buchstaben vor.

„Sieh, Hänschen, so mußt du es machen, dann ist es gar nicht schwer!“

Hänschen versucht es noch einmal, es glückt wieder nicht. Da reißt ihm endlich die Geduld, zumal die Mutter immer schneller die Bogen zieht: Er wirft den Halter hin und seufzt aus tiefstem Innern: „Ach was, mache du es nur, du kannst es ja doch besser als ich.“

Spruch-Ergänzungsrätsel



In die Figur sind Wörter zu je 4 Buchstaben so einzusetzen, daß die Buchstaben von 1—14 jeweils die Anfangsbuchstaben von 15—28 sind. Bei richtiger Lösung nennen die Buchstaben der Reihe 15—28 den Anfang des aus den umstehenden Silben noch zu ergänzenden Spruches.

Bedeutung der Wörter: 1. vertonte Dichtung, 2. Figur aus Wallensteins Lager, 3. Nadelbaum, 4. oberbayr. Badeort, 5. Inselgruppe im Ind. Ozean, 6. Gartenanlage, 7. Wasserfahrzeug, 8. engl. Staatsmann, 9. Begriff aus der Wetterkunde, 10. Kartenspiel, 11. Bühnenwerk, 12. Kletterpflanze, 13. holl. Maler, 14. Infektionskrankheit, 15. geogr. Begriff, 16. vorderasiat. Reich, 17. Rauchabzug, 18. oberster Griechengott, 19. Kunstflieger, 20. Verehrung, 21. Baum, 22. holländ. Landschaftsmaler, 23. feines Gewebe, 24. Pferdegangart, 25. italien. Fluß, 26. Lanzenreiter, 27. Kopfbedeckung, 28. Blasinstrument.

Verlag: Heinrich Beenken Verlagsbuchhandlung, Berlin SW 19 Wallstraße 17/18

Hauptschriftleiter: Wilhelm Möller-Crivitz, Berlin-Pankow

Anzeigenleiter: Albert John

Anzeigen-Verwaltung: Hanseatische Verlagsanstalt A.-G., Berlin W 35

Druck: Buchdruckerei Gutenberg (Heinrich Beenken), Berlin SW 19, Wallstraße 17/18

Köln am Rhein

Nachtaufnahme von Adolf Schmidt